

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

14. Der Berliner Hof- und Domprediger.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Wir sind dem Einleben Jablonskis an seiner neuen Wirkungsstätte Schritt für Schritt mit der Feder in der Hand nachgegangen; für manch einen, der uns bis dahin das Geleite gegeben, ein ermüdender Gang und dennoch unvermeidlich zum vollen Verständnis der Wirksamkeit des auf so einflußreichem Posten gestellten Mannes. Wenn wir uns der vielseitig beanspruchten Tätigkeit des Hof- und Dompredigers nun zuwenden, so erscheint es zweckdienlich, nicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Leben in der bunten Mannigfaltigkeit der Amtstätigkeit zu schildern, sondern die einzelnen Seiten gesondert und in ihrem Zusammenhang zu betrachten.

14. Der Berliner Hof- und Domprediger.

a) Der Prediger.

Wir haben uns bereits an der Stätte umgesehen, an welcher während beinahe einem halben Jahrhundert Jablonski das Wort Gottes rein und lauter seiner feiernden Gemeinde verkündigt hat. Auch mit dem Gang des Gottesdienstes im Dom vor zweihundert Jahren haben wir uns vertraut zu machen gesucht. So wird es uns heutigen Dom-Mitgliedern trotz der wesentlichen Veränderungen nach beiden Seiten hin nicht allzu schwer fallen, im Geiste uns mit den längst entschlafenen Gemeindegemeinschaften an einem Tage des Herrn im alten Dom zu versammeln und einer Predigt des gefeierten Dieners am Worte zu lauschen, dessen Leben diese Blätter erzählen. Freilich werden nicht viele heute in der Gemeinde sein, die bei einem solchen Besuch Aufnahme in der Kirchenbank eines Familiengliedes finden würden; die alteingesessenen Familien, die ihre Zugehörigkeit zum Dom zweihundert Jahre hindurch zurück verfolgen und nachweisen können, sind wohl an den Fingern zu zählen.

Von drüben aus der Klosterstraße ist der Choral des Glockenspiels der Parochialkirche vernehmbar über die niedrigen Häuser der Königstraße weg bis auf den Schloßplatz gedrungen. *) Er hat den Berlinern die

*) Wir greifen wegen des Glockenspiels zeitlich etwas vor. Bald nach seiner Krönung hatte Friedrich I. in Holland ein Glockenspiel für den Preis von 20 000 Gulden gekauft; er wollte seiner Hauptstadt bieten, was er bei seinen Besuchen in den Niederlanden lieben gelernt. Der geplante Mäntelturm umweit dem Dom sollte das Glockenspiel, das alljährlich den Schloßbewohnern und der Domgemeinde einen Choral spielte, aufnehmen. Aber der Turm mußte noch vor seiner Vollendung schleunig abgetragen werden. Die Sache blieb liegen. Der Nachfolger auf dem Throne nahm sie wieder eifrig in die Hand; die Parochialkirche ward nun für die Aufnahme ins Auge gefaßt. Es vergingen Jahre bis zur allerblicklichen Aufstellung; auch ein neues Glockenspiel mußte aus Holland bezogen werden. Erst 1719 begann das fertig gestellte Uhrwerk sein regelmäßiges, traulich-schönes Spiel.

neunte Stunde, den Beginn des Gottesdienstes in allen Kirchen gemeldet. Auch das mächtige Glockengeläute des freistehenden Turmes ist verklungen. Darum rasch auf unsre Plätze im Dom! Er ist bereits dicht besetzt. Die Gemeindeglieder sind an pünktliches Eintreffen gewöhnt; sie haben nicht Lust, wegen Zuspätkommens sich einer Rüge, vielleicht gar einer kleinen Geldstrafe auszusetzen, wenn sie auch der Armentasse zugute kommt. Der neue Domprediger, unser Jablonski, begibt sich gleich zum Beginn des Gottesdienstes auf die Kanzel. Eine schöne, fesselnde Erscheinung, trotz der jugendlichen Gesichtszüge ehrwürdig auch durch die tief auf die Schultern herabfallende Allongeperrücke, die mit ihren zahlreichen, zierlich gedrehten Locken das bleiche Gesicht wie mit einem kräftigen dunklen Rahmen einfaßte. Schon geraume Zeit — es mögen damals an die zwanzig Jahre gewesen sein; man hatte sich allgemach daran gewöhnt — hatte diese absonderliche, welsche Mode das früher lang herabwallende natürliche Haar auch bei den Geistlichen und auch auf der Kanzel verdrängt.*) Aus solcher Umrahmung trat bei unfrem Prediger dort im Dom wirkungsvoll eine hochgewölbte Stirn hervor, dazu unter mächtigen Brauen ein Paar frei und offen in die Gemeinde blickende dunkle Augen, eine kräftig vorspringende, scharf gezeichnete Nase, ein wie meist bei Rednern großer Mund, der, wenn festgeschlossen, beides andeutete: eine starke Willenskraft mit Wohlwollen zu seiner Umgebung. Das Gesicht war glatt rasiert, die allgemeine herrschende Sitte, noch aus der Zeit festgehalten, da man das lang herabwallende natürliche Haar trug, das allmählich den früheren Vollbart mehr und mehr kürzte, bis denn der letzte Rest, ein Strich Haar über der Oberlippe, schwand. Auch die Gewandung der Geistlichen auf der Kanzel würde uns Kindern des 19. und 20. Jahrhunderts fremdartig und auffällig erscheinen. Nur das ständig auch zu Hause getragene weiße Beßchen erinnert an die heutige Amtstracht; als Jablonski noch Militärgeistlicher in Magdeburg war, mußte er im Dienste und zu Hause statt des weißen ein blaues Beßchen tragen. Der an das Mönchskleid Luthers erinnernde Talar war abgekommen; es sind noch keine hundert Jahre her, daß er wieder bei geistlichen Amtshandlungen in Brauch gekommen. Der Prediger erschien auf der Kanzel in dem Amtskleide, das

*) Noch 1689 hatte in Paris ein römischer Priester und Dr. theol., Thiers aus Champrond, in einem unendlich gelehrten, 600 Seiten langen Buch, das 1712 in Frankfurt a. Oder selbst in deutscher Übersetzung erschien, eine ganze wider das Perrückentragen eingelegt. Der Apostel Paulus (1 Kor. 11, 4.), dann Chrysostomus in seiner 26. Homilie über diese Schriftstelle, Tertullian, Cyprian u. a. werden von Thiers als Streitgenossen herangezogen. Der gute, eifrige Anwalt des natürlichen Haarschmuckes bittet in der Vorrede Gott, den Frieden und die Gnade unfres Herrn Jesu reichlich auf die kommen zu lassen, die diese Historie mit ruhigem Gemüte lesen und die Wahrheit der Gewohnheit vorziehen.

er überall und allzeit trug, dem eng anliegenden, einreihigen, bis zu den Knien reichenden und auch bis dahin fest zugeknöpften Rock, in kurzen Beinleidern, seidenen Strümpfen mit Schnallenschuhen. Wie ein Rest und eine Erinnerung an den aus der Mode gekommenen Talar war am Hals eine Art Mantel befestigt, der dem Rücken entlang bis zum Boden reichte, allmählich in seiner Breite mehr und mehr gekürzt, bis er zuletzt wie ein schmaler, dunkler Fahnenstreifen erschien, den der Geistliche beim Gehen über den linken Arm zu schlagen pflegte. Der Streifen hat sich an einzelnen Orten bis beinahe in unsre Tage bei Rüstern und Kirchendienern erhalten.

Alle diese Äußerlichkeiten sind bald übersehen und vergessen, sobald Jablonski seine klare, laute, wohlklingende Stimme ertönen läßt, die den mächtigen, hochragenden Dom in allen Teilen, selbst auf der obersten Empore, vernehmlich ausfüllt. Keine Klage ist mir bekannt geworden, daß man auf irgend einem Sitzplatz den Prediger nicht Wort für Wort vernommen; wohl aber könnte ich eine Brieffstelle aus dem Jahre 1740 anführen, in der der Schreiber rühmt, auch von dem achtzigjährigen Prediger noch jedes Wort an seinem von der Kanzel entlegenen Plaze verstanden zu haben. Wohltuend merkt die Gemeinde alsbald, daß die Predigt einem überzeugungsvollen Herzen entspringt, das glaubt und darum redet. Jablonski war in hohem Grade redebegabt. Er durfte in dringendem Falle es wohl auch wagen, unvorbereitet die Kanzel zu besteigen. Er lebte in dem Worte Gottes; seine Gedanken wurzelten tief in dem heiligen Grund und Boden, daß er ständig als ein Vorbereiteter angesehen werden konnte. Zwei beachtenswerte Belege sind mir bekannt geworden. Einmal am Sonntag in der Frühe empfängt er in seiner Stadtwohnung den Befehl, den Vormittagsgottesdienst in Potsdam vor dem König zu halten. Der dortige Hofprediger war in der Nacht krank befallen; der Melbereiter hatte gegen vier Uhr das Schloß auch mit dem Auftrag verlassen, unterwegs für bereit zu haltende frische Pferde zu sorgen. Kurz vor sieben Uhr fährt der aus dem Schlafe geweckte Hofprediger von Berlin weg und trifft — für damalige Zeit eine außerordentliche Leistung — zeitig genug im Potsdamer Schloß ein, um unmittelbar aus der Hofkalesche die Kanzel zu besteigen. Nur die holprige, hastige Fahrt bot die Gelegenheit einer Vorbereitung. Ein ander Mal begleitet ihn sein ältester Sohn Paul zur Kirche. Unterwegs fragt er den Vater nach seinem Predigttext und ist nicht wenig überrascht, gleich darauf ihn im Dom über ein ganz andres Schriftwort predigen zu hören. „Ja, er habe von der Sakristei aus die unerwartete Ankunft des Königs bemerkt und in Erinnerung an ein Gespräch mit ihm ein paar Tage zuvor habe er den neugewählten Text für geeigneter gehalten.“ Nur nach sehr sorgfältigen, bis ins Kleinste ausgearbeiteten Entwürfen pflegte Jablonski zu predigen. Einmal — es

war in der für ihn verhängnisvollen Adventszeit 1718 — ließ der König unmittelbar nach der Predigt die Handschrift einfordern; Jablonski konnte dem Minister nichts als einen Entwurf aushändigen. Ich habe ihn im Geheimen Staats-Archiv gefunden; wohl der einzige Fall, daß sich an diesen stillen Ort die Handschrift einer harmlosen Predigt (Auf. 21, 25–36.) verirrt haben mag.*) Die lateinische Sprache war dem bald sechzigjährigen Theologen noch so geläufig, daß er selbst den Predigtentwurf in ihr zu Papier brachte; nur das wörtlich wiedergegebene Schlußgebet ist deutsch niedergeschrieben. Sollte der erste Satz desselben: „Hilf, heiliger Jesu, daß wir uns allzeit fürchten vor dem letzten Gericht, damit wir uns nie fürchten müssen vor dem letzten Richter“ auf nähere Ausführungen in der Predigt hindeuten, die böser Argwohn dem in der damals schwebenden Klementischen Angelegenheit verdächtigten Hosprediger übel deuten konnte?

Eine Reihe von Einzelpredigten (mehr wie 35), auch ein paar Predigtsammlungen**) sind im Drucke auf uns gekommen. Die Einzelpredigten, neben Festreden bei besonders feierlichen Anlässen sind zumeist nach damaligem Brauche oder auch Mißbrauche weit ausgeführte Leichenreden; die Sammlungen „acht Zehende über verschiedene auserlesene Sprüche Heiliger Schrift“ sind zum größeren Teil auf Grund von Nachschriften, die das langsame, klare Sprechen einem Schnellschreiber ermöglichte, dem Drucke übergeben worden, zum Teil auch von ihm selbst in der reichlicheren Muße des Greisenalters nach sorgfältigen und eingehenden Entwürfen ausgearbeitet. Bei einzelnen Predigten war es an der Hand von Briefen möglich zu erkennen, wie mühsam und zeitraubend ihm eine solche nachträgliche Niederschrift fiel. Sein Freund Spener hatte es in einem solchen Falle bequemer. Er predigte nur nach einer bis aufs Komma genauen, wörtlich auswendig gelernten Niederschrift; wenn er nun doch einmal in einem Wort oder Satz abwich, versäumte er in großer Gewissenhaftigkeit nicht, nachträglich am Rande der Handschrift die Änderung alsbald anzumerken. Schwer ist es, aus veröffentlichten Predigten den Eindruck, den sie auf den Zuhörer gemacht, zu ermessen. Der Weg durch Tinte und Feder ist ein anderer als der des freien, frischen Wortes einer redegabigen Persönlichkeit, das Gehör ein feinerer Übermittler der Gedanken als das Auge. Predigtbücher sind wie Herbarien; der schlichte Naturfreund zieht die farbenprächtige, duftende Blume des Feldes vor. Erschwert wird die gerechte Wertung von Predigten einer weit abliegenden Zeit, daß es uns noch immer an einer Geschichte der Erbauung selbst in der engeren Abgrenzung auf die evangelische Kirche gebricht. Wohl mag die Schwierig-

*) Geh. St.-A. Kap. 49, Nr. 28 b. c. Fol. 245.

**) Christliche Predigten über verschiedene auserlesene Sprüche der Heiligen Schrift zu verschiedenen Zeiten gehalten von Dan. Ernst Jablonski. I. Bd. 1727 (1–4. Zehend enthaltend), II. Bd. 1734 (5–8. Zehend).

keit der kulturgeschichtlich so bedeutsamen Aufgabe auch einen Beherzten abschrecken; aber aufgehoben wird sie damit nicht. Der Nachweis muß einmal geboten werden, inwieweit der hauptsächlichste, berufene Träger der Erbauung, der evangelische Prediger, das unaustilgbare Erbauungsbedürfnis der christlichen Gemeinde seiner Zeit leitet und in der Tiefe stillt, inwieweit er bei dieser hohen und köstlichen Aufgabe seines Berufes von der jeweilig herrschenden Zeitströmung, in die wir uns nach der Weisung des Apostels zu schiden haben, beeinflusst wird. Diesem unwiderstehlichen Einfluß Rechnung tragend, wird die Predigt Zeichen der Zeit an sich tragen, in ihrem Inhalte sowohl als auch in dessen Ausgestaltung. So lange diese Aufgabe nicht für die Zeit von Luther bis auf unsere Gegenwart gelöst ist, fällt es schwer, einem Prediger dieses Zeitraums in der Beurteilung völlig gerecht zu werden und auch die Seiten richtig zu würdigen, die mit der entschwundenen Zeit uns entfremdet sind.

Die vorliegenden gedruckten Predigten tragen noch, zumal die aus der früheren Zeit, die Spuren an sich, daß die üblen Nachwirkungen des unseligen dreißigjährigen Krieges auch in unsrer deutschen evangelischen Predigtkunst noch lange nicht verwunden sind. Während die französischen Glaubensgenossen jener Tage in ihren Predigten beredtes Zeugnis ablegen, daß ihr Volk eine klassische Blütezeit auch der Sprache und Literatur durchlebt und ihre hervorragenden Prediger in formvollendeter Weise ihre wohlklingende Muttersprache in einer auch heute noch mustergültigen Weise zu handhaben wissen, reden unsere Prediger und auch Jablonski an nur allzu vielen Stellen ein laiderwelsches, mit Fremdwörtern überladenes, uns kaum mehr verständliches Deutsch, das heute zum Glück abstoßend wirkt, das aber damals vom Throne bis selbst in bürgerliche Kreise für gebildet, weil alamodisch galt. Dagegen bietet aber auch Jablonski mehr wie einen beachtenswerten Beleg, daß nun doch grade unsre evangelischen Prediger jener Zeit mit am frühesten und entschiedensten — noch vor den weltlichen Dichtern, gleichzeitig mit den Sängern unsrer herrlichsten Kirchenlieder, in den meisten Fällen zugleich die Prediger selbst — den argen Bann der Sprachverwilderung und Sprachverlöderung durchbrochen haben. Wohl in erster Linie danken sie die preiswerte Tat, daß und in dem Maße als ihre tiefsten und besten Gedanken in dem heimischen Grund und Boden der unübertrefflichen Dolmetschung des Wortes Gottes in unsre traute deutsche Muttersprache wurzelten und ihre Gemeinden diese wunderbare Dolmetschung Luthers als ihre Mutter- und Gebetsprache liebten und verstanden. Vordem wäre der unschwere Nachweis, daß diejenigen Prediger am geschicktesten den bösen Bann brachen, die zeitig in ihren Predigten die Lehrstreitigkeiten und das Schulgezänke verließen und die Heilige Schrift selber zur Erbauung der Gemeinde zu Worte kommen ließen.

Von Anfang an freier als noch die Mehrzahl seiner damaligen lutherischen Amtsbrüder, dazu einfacher in dem Aufbau, als es die damals tonangebenden Homileten forderten und priesen, bewegte sich Jablonski in der Form und methodischen Ausgestaltung seiner Predigten. Es mag dies mit beigetragen haben, ihm weithin den Ruhm und Ruf eines bedeutenden Predigers zu verschaffen. Befangen war er freilich anfänglich noch in den herrschenden Säkungen der Schule. Auch bei ihm schwillt die eine, die andre Predigt zu einer langen, scheinbar nach unsrem Ermessen mühsam ausgedühten, schier abgequälten Abhandlung an mit Vorrede, Einleitung, Herausstellung eines Themas und dann die vielen Teile, in welche das Thema zerpalten wird, weiter noch die Unterteile und wenn das alles abgehandelt, dann erst noch eine langatmige, wie der Holländer sagt und fordert, „toepassing.“ Aber man stößt doch — auch heute noch für den Leser zum Glück — in den veröffentlichten Predigten nicht auf die schulgerechten Künsteleien der „lokalen, paraphrastischen, parallelitischen, dialogistischen, synthetischen Methoden,“ die dann jedesmal in der vierfachen Anwendung und ihrem Nachweis endeten, daß und inwieweit der vorliegende Text nach dem Worte des Apostels (2. Tim. 3, 16) als von Gott eingegeben nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Zucht in der Gerechtigkeit.

Daß sich Jablonski zeitig und je länger je mehr von solcher Geschmacksverirrung loslöste, dazu mag beigetragen haben, daß er von Anfang an in seinen Predigten des lästigen Perikopenzwanges los und ledig war, daß das ganze Wort Gottes offen vor ihm zur Erbauung der Gemeinde am Tage des Herrn lag. So nicht eingeengt, war er ungehindert, die Schriftauslegung zum Herzpunkt der Predigt zu machen, nicht die alljährlich regelmäßig wiederkehrende Perikope zum ausgiebigen Beleg irgend eines dogmatischen Lehrpunktes zu machen, der nur allzu rasch in damaliger Zeit in eine unerquidliche Lehrstreitigkeit mit öffentlicher Namensnennung der feherischen Gegner ausartete. Der Enkel des Comenius, des bedeutendsten Predigers und Schriftauslegers der Brüderunität, hatte auch hier an dem Großvater ein glänzendes Vorbild gründlicher und tiefer Beleuchtung der ewigen Heilstatfachen aus dem Worte Gottes. Was er da von früh auf in frommer Umgebung gelernt, darin förderte ihn die in Sichtgestalten wie Spener und Francke heraufziehende schöne Zeit des aufkommenden Pietismus, der sich in die Heilige Schrift versenkte, nicht um aus ihr als der offenstehenden Rüstkammer die Waffen in dem heißen Kampf der Lehrstreitigkeiten zu holen, sondern um an ihr als der heiligen Quelle des ewigen Lebens Wasser der Heiligung für sich und die Gemeinde zu schöpfen. Unter den Berufsgeoffen in der eignen Kirche sah Jablonski die Zahl derer sich mehren, die wie Lampe in Bremen der herrschenden orthodoxen Scholastik in der Predigt mit großem Geschick und weitgehender

Wirkung eine biblisch praktische Betrachtung der göttlichen Wahrheit gegenüberstellten. Der Berliner Hofprediger war innig befreundet mit Konrad Mel, einem der Nachfolger seines Vaters in Danzig, der 1697 sein Nachfolger in Königsberg geworden und dessen zahlreichen Predigtbücher wie die Schriften von Arnd und Scriver heute noch in vielen stillen Kreisen fromme Seelen erbauen. Das fest im Auge behaltene Ziel, durch die Predigt und ihre Schriftauslegung die Gemeinde zu erbauen, führte Männer wie Spener, Jablonski und die lichte Reihe ihrer Gesinnungsgenossen nicht dazu, den unterschiedlichen Lehr- und Glaubensinhalt zu verschleiern und zu verwischen, entfernt nicht. Aber in welcher schöner, mustergültiger Art hat Jablonski dem milden, versöhnlichen Bestreben beispielsweise in einer vor dem König und der ganzen Gemeinde gehaltenen Passions- und Abendmahlspredigt über Luk. 22, 19, 20. lauterem evangelischen Ausdruck verliehen.*) Vierzig Jahre früher, am 24. Juli 1667, hatte sich Spener, damals noch in Frankfurt am Main, zu einem heftigen polemischen Angriff wider die Reformierten hinreißen lassen. So mächtig aber hatte sich der Umschwung auch bei ihm nach dieser Seite hin vollzogen, daß er jene Verirrung auf der Kanzel als die eines jugendlichen Heißspornes bereute und die seiner Zeit veröffentlichte Predigt nicht in die spätere Predigtsammlung aufnahm. Eine große Menge von Predigten Jablonskis, im Laufe von fast einem halben Jahrhundert veröffentlicht, habe ich nach dieser Seite hin durchblättert und kann mich nicht entsinnen, auf einen unevangelischen Ausfall wider unterschiedliche Lehren der Schwesterkirche gestoßen zu sein. Daß uns dies heute als selbstverständliche Forderung einer evangelischen Predigt gilt, danken wir jenen Männern in beiden Schwesterkirchen vor zweihundert Jahren, die lieber das Gemeinsame, das zugleich Mittelpunkt des einen Evangeliums ist, betonten, als das Trennende, das auf dem Umkreis liegt, auch vor der Gemeinde hervorzuführen Lust hatten und die in solchem wahrhaft christlichen Bestreben bewußt oder auch unbewußt Pfadfinder zu einer gemeindlichen Verbindung der so lange und schmerzlich getrennten Brüder wurden.

Auf zwei beachtenswerte Vergleichspunkte einer damaligen und heutigen evangelischen Gemeinde weisen uns auch die Jablonski-Predigten und sie vielleicht in hervorragender Weise hin. Die Mehrzahl der Domgemeinde mit ihrem „vornehmsten Mitgliede“ an der Spitze, dem Könige und seinem Hofe, gehörte der gebildeten Klasse an, die in Gymnasien und Hochschulen nach damaliger humanistischer Weise vorgebildet, wie in der lateinischen Sprache so auch im Leben der alten Griechen und Römer heimisch waren, als ob es sich um das eigne Vaterland handle.

*) Die im Sonderdruck veröffentlichte Predigt befindet sich in einem Sammelband der Königl. Bibliothek aus den Jahren 1701—1711 (Sa. 3280).

Den in der Jugend erworbenen reichen Schatz klassischer Kenntniss verdrängte noch nicht, wie bei uns in späteren Jahren, die Hochflut täglicher Zeitungsnachrichten aus aller Welt. Bis in ein hohes Alter hinein blieben die alten Griechen und Römer, ich möchte sagen im täglichen Verkehr mit den Gebildeten; auch die kleinste Orts- oder Familiengeschichte versuchte und verstand es bei den alten Helden und ihren Sagen anzuknüpfen. Und auch die gefeierten Stadtprediger konnten der Versuchung nicht widerstehen, die alten, der Mehrzahl der Gemeinde vertrauten Gestalten geeignetenfalls als Beispiele heranzuziehen, ja selbst landläufige geflügelte Worte in der klassischen Sprache mitten hinein in ihre deutsche Predigt zu mischen. Oft in recht wirksamer Weise selbst für die gebildeten Frauen der Gemeinde, denen verständnisvoll die Dichter der Zeit den ganzen Olymp, die Helden und Heldinnen von Virgil in ihren Liedern vorführen konnten. Uns Kindern der Gegenwart macht dies Hereinziehen der alten klassischen Zeit auch in die Predigt dieselbe vielfach ungenießbar; wir büßen aber den unverkennbaren Wert solcher geschichtlichen Belege ein, daß wir nicht in dem wirksamen Hereinziehen der vaterländischen und kirchlichen Geschichte einen wünschenswerten Ersatz bieten.

Der andre, sich auch bei Jablonskis Predigten aufdrängende Vergleichspunkt weist auf eine bei unsren Predigten viel peinlicher sich geltend machende Einbuße. Wie sehr doch — nach den vorliegenden Predigten zu urteilen — lebten und webten die Prediger sowohl als auch die Gemeinden in dem Worte Gottes, in der ganzen Heiligen Schrift! Wie war ihnen die biblische Geschichte Alten und Neuen Bundes bis in die entferntesten Einzelheiten vertraut, daß dem Prediger der ganze Reichtum des gesamten Bibelschatzes rasch und leicht zur Hand war, daß er der Gemeinde nur den Namen einer den meisten unter uns fremdgewordenen Persönlichkeit zu nennen hatte, um ihre ganze Geschichte zu vergegenwärtigen und durch sie und ihre gelungene Heranziehung eine schwierige Stelle der Predigt verständlich und auch fesselnd zu machen. Der zeitgenössische, hervorragendste französische evangelische Prediger Saurin, der im Haag Sonntag um Sonntag die ungezählten Scharen seiner Landsleute um den Predigtstuhl sammelte, hat in wirksamster Weise das Alte Testament in seinen Predigten aufleben lassen. Er konnte seiner Märtyrergemeinde, die um des Wortes Gottes willen und mit ihm als ihrem teuer-werten Schatz die Heimat verlassen und in die Fremde gezogen, solche eingehendste Kenntniss der ganzen Heiligen Schrift zutrauen. Die Predigten Saurins sind Jablonski nicht fremd geblieben; ich kann es belegen. Er hat von ihm nicht erst die Anregung erhalten; auch er kannte von Kind auf die Schrift und war der treue Sohn einer Gemeinde, die um der Schrift willen hin und her in die Verbannung gezogen. Und die Gemeinde, vor der er nun jahrzehntelang das Evangelium

zu predigen hatte, war denn doch in ganz andrer Weise in der Schrift heimisch als die Mehrzahl unsrer heutigen Gemeinden; sie forschte auch zu Hause in dem Worte Gottes, nicht mit einem modernen kritischen Auge, sondern mit dem einfältigen Blicke eines Kindes Gottes und eines Jüngers, der den Herrn suchet und festiglich glaubet, daß die Schrift von ihm zeuget.

In dem Predigen, wie auf allen Gebieten, war und blieb bis an sein Ende Jablonski ein Lernender; darin lag ein Teil der Kraft, die ihn auch in der Predigtkunst jugendfrisch im hohen Greisenalter erhielt. Je länger je mehr streifte er die ihm anhaftenden Schalen der Schule und ihrer schwerfälligen, unnatürlichen Methodik ab. Damit wurde auch der Inhalt einfacher, schlichter, volkstümlicher. Nicht daß der Inhalt selbst ein anderer geworden wäre. Jablonski gehörte zu den begnadeten, wir pflegen zu sagen, Johannismaturen, die nicht durch viele innere Kämpfe und Zweifel hindurch sich den Frieden der Seele erstreiten müssen. Wie von den Flügeln eines Adlers in die Höhe getragen, ging es von einer frommen Kindheit in eine fromme, ihres Heiles in Christo bewußte Jugend, in ein im Glauben gefestigtes frommes Mannesalter, treu dem Herrn bis an den Tod und im tiefen Frieden eines mit Christo in Gott verborgenen Lebens. So kann ich auch keinen Wechsel des Inhaltes in den Predigten der frühesten und spätesten Zeit entdecken, nur die Ausgestaltung des gleichen Inhaltes wurde natürlicher, einfältiger, damit auch für uns spätgeborene Leser herzendringender. Ein Vergleich nach dieser Seite hin etwa zwischen der Predigt, die Jablonski vor dem ersten König von Preußen in Berlin nach seiner Rückkehr von der Krönung in Königsberg gehalten, und der andren, fast vierzig Jahre später bei der Thronbesteigung Friedrich des Großen zeigt den Unterschied und auch Fortschritt. Friedrich Wilhelm I. war ein scharfer Beurteiler seiner Prediger; er hielt mit seinem Urteil ihnen und der Gemeinde gegenüber nicht zurück. Von Schultheologie wollte er nicht viel wissen; von ihren weit ausgesponnenen, klug ausgedünsteten Methoden und nun gar erst von ihren Lehrstreitigkeiten war er ein abgesagter Feind, daß er auch grob dreinfahren konnte. Sein tief frommer Sinn, auch in der Kirche und Predigt allem Tand und Scheinwesen gründlich abhold, forderte schlichte Predigt des Evangeliums mit dem steten praktischen Hinweis, die Zuhörer zu braven, gottesfürchtigen Christen, zu treugesinnnten Unterthanen ihres himmlischen Königs, aber auch ihres irdischen Königs in Berlin zu erziehen. Nachdem eine ursprüngliche Abneigung wider Francke in Halle und die ersten, auf praktische Betätigung des Glaubens gerichteten pietistischen Bestrebungen hauptsächlich durch die Beeinflussung des Generals Naßmer, des Stiefvaters von Zinzendorf, bei dem Könige gewichen, nachdem auch Freilinghausen einer königlichen Ein-

ladung nach Wusterhausen 1729 gefolgt war,*) trat eine günstige Wendung und Zuneigung zu den der lutherischen Kirche angehörigen Männern des Pietismus ein, deren praktische Bestrebungen zur Erfrischung des kirchlichen Lebens den eignen Wünschen des Königs so sehr entsprachen. Sowohl an diesen Vertretern des frühen Pietismus in Halle, als auch bei einer sich mehrenden Zahl unter ihrem und Speners Einfluß stehenden lutherischen Prediger in Berlin hatte der König den heilsamen Umschwung der Predigtweise in der lutherischen Kirche kennen gelernt und stand nicht an, offen zu erklären, daß sie die Mehrzahl der Prediger der reformierten Kirche in ihren sonntäglichen Darbietungen überflügelt hätten. Nur seinen Hofprediger und einstigen Lehrer Jablonski nicht. Als 1737 zur Zeit der Martinmesse der König die Hochschule in Frankfurt besuchte und der derzeitige Rektor Professor Paul Jablonski, des Hofpredigers ältester Sohn, den König empfing, da sagte ihm derselbe, der mit Lobeserhebung viel mehr targte als mit Tadel, daß sein Vater alle Eigenschaften eines rechten Predigers besitze, so wie er ihn haben wolle. In einem Erlaß des Königs vom Januar 1740, also nicht lange vor seinem Heimgang erschienen, wird den reformierten Predigern des Landes eindringlich vorgehalten, in der guten Art des Oberhofpredigers Jablonski zu predigen und ihn zum Muster und Exempel zu nehmen, als in dessen Predigten „benebst einer kurzen, deutlichen und erbaulichen Erklärung der Textworte Schlüsse auf Schlüsse zu finden seien, wodurch die Herzen der Zuhörer gerührt und von dem Grund und der Wahrheit des Vortrages erbaulich überzeugt werden.“

Der gleiche Erlaß stellt auch die Predigten des damaligen Propstes an St. Marien, Reinbeck, als mustergültig auf. Dieser hochbegabte Propst war dreiundzwanzig Jahre jünger als Jablonski, folgte ihm aber in den Tod bereits nach einem Vierteljahr (25. Mai und 21. August 1741). Beide Geistliche galten als die besten Berliner Prediger ihrer Zeit; von dem Propste sagte man, daß er zu viel Philosophie, von dem Hofprediger, daß er zu viel Frömmigkeit auf die Kanzel bringe. Als ob dies für einen Prediger des Evangeliums ein auch nur leiser Tadel sein könne! Den vielleicht berechtigten Vorwurf von zu viel Philosophie in der Predigt mag sich Reinbeck durch sein ernstliches Streben schon seit den Studienjahren zugezogen haben, die damals aufkommende Wolffsche Philosophie mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Trotzdem hat er in einem auf Wunsch des Königs gemeinsam mit Jablonski 1740 ausgearbeiteten Grundriß für lutherische Kandidaten, wie sie ihre Predigten zur Belehrung und Erbauung einzurichten hätten, be-

*) Den fesselnden Tagebuchbericht dieses Nachfolgers Franckes in der Leitung der Haller Anstalten von seinem sieben-tägigen Besuche am Hof Friedrich Wilhelm I. hat kürzlich Krieger (Berlin, Duncker 1900) veröffentlicht.

Bemerk
4-7 1x
1727
6

sonders hervorgehoben, daß eine auf rechtem Schriftverständnis und durch Anwendung des göttlichen Wortes auf das Leben erreichte und geförderte Erbauung der Gemeinde Zweck und Ziel jeder Predigt zu sein habe. Reinbeck war schon frühe, erst 26 Jahre alt, Amtsgehilfe von Porst an Friedrich-Werder, dann 1716 „aus eigener Bewegung“ des Königs Propst von Köln geworden. Der König hatte ihn wohl kurz vorher bei seiner Stiefmutter, die bekanntlich als mecklenburgische Prinzessin bei ihrer Vermählung 1708 ihrer lutherischen Kirche treu geblieben war, kennen gelernt; denn Porst und dann seit 1713 sein Nachfolger Reinbeck waren „Beichtväter“ der verwitweten Königin. Königliche Gunst gesellte unsrem Jablonski den Kölner Propst als geistlichen Aufsichtsrat im Potsdamer Waisenhaus zu, wahrscheinlich für die zahlreich aufgenommenen lutherischen Zöglinge. Noch kurz vor dem Hinscheiden des Königs waren die beiden befreundeten Aufsichtsräte (Visitatoren, wie ihre Bezeichnung lautete) in Potsdam und bei diesem Anlaß wie gewöhnlich zur Hofstafel geladen, an der aber der leidende König nicht mehr teilnahm; erst nach Tisch ließ er sich im Rollstuhl ins Speisezimmer bringen, sich mit den ihm lieben Predigern eine Weile in geistlichen Gesprächen zu unterhalten. Bei ihrer Rückkehr nach Berlin erfuhren sie, daß es ihre letzte Besichtigung gewesen. Der König — so hörten sie — beabsichtige die wohltätige Anstalt seines Großvaters bedeutend zu erweitern und beanspruche dann die vermehrte Zahl der Pfleglinge ständige geistliche Aufsichtsräte in Potsdam selbst.

b) Der Katechet.

Ein beachtenswerter Unterschied in der Verkündigungsweise der alttestamentlichen Propheten, auch noch des größten und letzten in der jahrhundertlangen Reihenfolge, und unseres obersten Propheten Christus ist, daß während auch der Täufer sich noch darauf beschränkt, das nahe herbeigekommene Himmelreich zu predigen, von Christus und in seiner Nachfolge von den Aposteln wiederholt gesagt wird: er lehrete in den Schulen und predigte das Reich Gottes. Die Reformation hat nach jahrhundertlanger Vernachlässigung in der römischen Kirche die doppelseitige Aufgabe der Verkündigung mit Ernst auf Grund des Wortes Gottes wieder aufgenommen. Der deutsche Reformator gab seinem Volke das Wort Gottes in der Muttersprache und gleichzeitig den Katechismus. Wie neben Luther Melanchthon als *praeceptor Germaniae* steht, so neben der evangelischen Kirche die evangelische Schule, in ihren Anfängen mit der zielstrebigsten Weisung, unser deutsches Volk von Kindheit auf das Wort Gottes zu lehren. Unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges verstummte das geforderte Lehren des Wortes Gottes in der mannigfaltigen, jung und alt in der Gemeinde entsprechenden Weise; an vielen Orten konnte sich not-

dürftig nur die Predigt am Tage des Herrn erhalten. Bald fehlte der vertriebene Prediger, bald die in alle Winde zerstreute Gemeinde; an mehr wie einem Orte die Stätte, da man hätte zusammenkommen können. Bei der so anhebenden Verwilderung gemeindlichen Lebens, der Entfremdung und Unwissenheit in der Lehre des Wortes Gottes gewöhnte sich in weiten Kreisen Hirt und Herde daran, als ob es an der sonntäglichen Predigt genug sei. Und wenn es nur immer eine evangelische Predigt zur Erbauung der Gemeinde gewesen wäre! Sobald der unglückselige Krieg vorüber und die evangelische Kirche von Herzensgrund ihr Jubellied in den deutschen Landen anstimmen konnte: Nun danket alle Gott, wurde der Hebel treuer Arbeit, die zerstörten Mauern der Kirche wieder aufzurichten, an die tief geschädigte Stelle gelegt, das unwissend gewordene Volk das Wort Gottes neben der Predigt nun auch zu lehren; und zwar die ganze evangelische Gemeinde: die Alten in den wieder eingeführten sonntäglichen Katechisationen, die Jungen in der geforderten Konfirmation, daß sie nicht zum Abendmahl zugelassen wurden, wenn sie nicht zuvor einen mehrmonatigen vorbereitenden Katechismusunterricht bei dem Pastor und eine öffentliche Prüfung bestanden.

Ganz besonders ließen sich der fromme Kurfürst Friedrich Wilhelm und sein auch hier in den gleichen Geleisen wandelnder Sohn diese unablässige Fürsorge zur Wiederaufrichtung wahrhaft evangelischer Gemeinden von Herzen angelegen sein. Als oberste Bischöfe in ihren Landen gleicher Maßen für die lutherische wie reformierte Kirche. Eine Reihe von Erlassen ordnet für beide Kirchen eindringend die sonntäglichen Katechisationen im Anschluß an den Gottesdienst („stracks nach gepredigter Mittagspredigt“) an.*) Sie werden vom Sonnabend, wie anfänglich, auf den Sonntag verlegt, um die Kirchgänger dafür um so sicherer festzuhalten. Wir haben gesehen, wie dieselben in Malchows getrieben wurden und daß auch der Minister nicht anstand die Katechismusfragen des Pastors zu beantworten, wenn die Bauern die Antwort schuldig blieben (S. 163). Im Dom war es so, daß Jablonski und seine Amtsbrüder die sonntägliche Perikope des Bekenntnisbuches vorlasen, die Fragen und Antworten, und sich dann von den Gemeindegliedern die angegebenen Belegstellen aus der Heiligen Schrift aussagen ließen. Wie früher erwähnt, war dem Gesangbuch der Domgemeinde der Heidelberger Katechismus beigegeben, nach den 52 Abschnitten für jeden Sonntag des Kirchenjahres eingeteilt, welche bereits die 1563 von Kurfürst Friedrich III. für sein Land erlassene Kirchenordnung festgesetzt hat. Ob und in welchem Grade die Beteiligung der Domgemeinde und namentlich auch ihrer im bürgerlichen und mili-

*) Mylius gibt in seinem Corp. constit. March. eine Reihe von Verordnungen an, so beispielsweise I, XLIX; I, LXI u. f. w.

Dalton, Jablonski.

tärischen Leben hochgestellten Glieder eine rege gewesen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Besser unterrichtet sind wir, wie es in der Domgemeinde und insbesondere von Jablonski mit der Vorbereitung auf die Konfirmation gehalten wurde. Die streng eingeschärften Verordnungen waren auch für die reformierten Gemeinden des Landes verpflichtend. Ihre treue sorgfältige Einhaltung kam einem weithin empfundenen Bedürfnis entgegen, ward durch die gesegnete Strömung gefördert, die, von Spener und seinen *pia desideria* ausgehend, der ergreifenden Bitte des deutschen Reformators nachzukommen beflissen war, sich doch allem zuvor der Kinder in der Gemeinde zu erbarmen. Wie es mit dem Konfirmandenunterricht in der Domgemeinde und auch von Jablonski gehalten wurde, entsprach nach mancher Seite hin nicht den hohen Anforderungen, die derselbe zu stellen berechtigt ist.*) Daß der so wichtige Unterricht nur mehrere Wochen, ein paar Monate dauerte, war damals weniger bedenklich, wie es heutzutage der Fall wäre. Die Kinder der Gemeinde waren von früh auf zu Hause und in der Schule mit dem Bekenntnisbuch ihrer Gemeinde vertraut; sie besaßen es zu ständigem Brauche im Gesangbuch; sie lernten die einschlägigen Sprüche schon daheim. Der Unterricht des Geistlichen war somit mehr eine Nachlese und Wiederholung eines längst bekannten Schatzes als eine bis dahin dem Kinde fremd gebliebne Mitteilung neuer Lehre. In solch' frühzeitiger Gewöhnung war kein Unterschied in den Häusern und Familien der Gemeinde. Der herrliche Otto von Schwerin, dem der Kurfürst und seine Gemahlin Luise Henriette die Erziehung des Kurprinzen, des späteren Kurfürsten Friedrich III., anvertraut, teilt in seinem ausführlichen Tagebuch mit, wie der achtjährige Kurprinz bereits sein Tagewerk mit Lernen von Psalmen, Bibelsprüchen und den leichtern Fragen des Katechismus begonnen.

Schwerwiegender ist das andere Bedenken wider die damalige Übung, daß nicht die sämtliche Jugend, wenn ihre Zeit kam, einen gemeinsamen Unterricht empfang. Die Unsitte war eingerissen, daß Konfirmanden zumal aus den vornehmen Kreisen einen Sonderunterricht erhielten, entweder allein oder drei, vier Söhne oder Töchter aus bekannten oder verwandten Familien gemeinsam. Sie gingen damit des nachhaltigen Segens auch für das Gemeindeleben verlustig, daß sie den gleichaltrigen Gliedern der Gemeinde an dieser ernststen entscheidungsvollen Vorbereitung und selbst an einer gemeinsamen Feier der Konfirmation fremd blieben, daß die Aufnahme in die Gemeinde als fortan mündige Glieder mehr wie eine Familien- denn eine Gemeindeangelegenheit erscheinen mußte. Welche

*) Eingehend habe ich von diesen Anforderungen gehandelt in dem Buche: Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde (Gütersloh, Bertelsmann, 1901) S. 200—223.

gewaltige Arbeitsüberbürdung aber auch für einen Geistlichen, dem schon nach wenigen Jahren der größte Teil der Gemeinde seine Kinder zum Konfirmandenunterricht anvertraute! Es wäre ein leichtes, für Jahre die Liste dieser Sondervorbereitungen Jablonskis zusammen zu stellen, oft zwei und drei täglich. Die Angabe wäre auch heutzutage fesselnd zu sehen, wie die höchstgestellten und angesehensten adligen Familien des Landes ihre Söhne und Töchter bei dem gefeierten Domprediger, der sich auch als Katechet bewährte, in dem Bekenntnisbuch der Gemeinde unterweisen ließen. Diese Privatvorbereitungen forderten von dem vielbeschäftigten Geistlichen nicht nur das Zeitopfer der Lehrstunden; in den meisten Fällen mußte der Seelsorger noch an dem Frühstück der Familie teilnehmen; nicht selten arbeitete er für besonders begabte und ihm liebgewonnene Konfirmanden Teile des Unterrichtes schriftlich zu einer bleibenden Erinnerung aus. Auch nach der Konfirmation blieb ein reger, seelsorglicher Verkehr gerade mit diesen bevorzugten Konfirmanden und ihren Eltern, der sich über lange Jahre und tief in die Zeit hinein erstreckte, wo dieselben am eignen häuslichen Herde lebten. Neben diesen vielen Privatvorbereitungen ging ununterbrochen der in großer Treue regelmäßig gehaltene Gemeinde-Konfirmandenunterricht, daß man sich vor der seltenen Arbeitskraft des Mannes beugt und erstaunt fragt, woher er Jahrzehnte lang die Zeit und Frische genommen. Sie müssen doch andre stählernere Nerven besessen haben, diese Pastoren vor 200 Jahren, als die der Mehrzahl der Geistlichen unsres nervös gewordenen Geschlechts beschieden ist.

Dem Konfirmandenunterricht in der Domgemeinde mußte der Heidelberger Katechismus zu Grunde gelegt werden. Grade in dem Jahre, da Jablonski in Berlin sein Amt antrat, hatte der Hofprediger Cochius auf Befehl des Kurfürsten zusammen mit dem Geheimrat Fuchs eine Kirchenordnung für die reformierten Gemeinden des Landes ausgearbeitet, in welcher bei den „Kinderkatechisationen“ bestimmt wird, daß viermal im Jahr (März, Mai, Juli, September) die Kinder der Gemeinde konfirmiert werden sollten, jedoch nur, nachdem sie zwei bis drei Monate den Unterricht bei dem Pastor gehabt, in demselben die Hauptstücke des Heidelberger gelernt. „Denn dieser Katechismus sei der reformierten Kirche Symbolum und müsse in den Gemeinden fleißig getrieben, den Kindern fleißig eingeschärft werden, zunächst die Hauptstücke als eine Milch der Kinder und dann auch die harte Speise darin.“*) Die wichtige „königlich preussisch evangelisch-reformierte Inspektions-, Presbyterial-, Classikal-, Gymnasial- und Schulordnung“ vom Jahre 1713**) schreibt den verordneten geistlichen Inspektoren vor, auf die ihnen unterstellten Geistlichen,

*) Geh. St.-A. Dom. Reg. 2. 47–49.

**) Abgedruckt bei Mylius, Corp. Constit. March. I, LXXXIII.

Gymnasien und Schulen fleißig zu achten, daß die Konfirmanden in dem in den reformierten Kirchen der königlichen Lande, sonderlich in Berlin recipirten Heidelberger Katechismus fleißig und treulich unterrichtet werden. Friedrich I. hat am 31. März 1713 eine Verordnung ausgehen lassen, daß in den französisch-reformierten Kirchen und Schulen nur der Heidelberger Katechismus gebraucht werden dürfe. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode scheint das Gesetz unbeachtet geblieben zu sein; es dünkte wohl den so sehr Begünstigten ein Antasten der ihnen vom Großen Kurfürsten eingeräumten Vorrechte kirchlicher Selbstverwaltung. Denn drei Jahre später kam ein königlicher Erlaß, der den Franzosen nur die Benutzung ihrer aus der Heimat mitgebrachten alten Katechismen, nicht aber die Einführung neuer, moderner Katechismen gestattete. Wahrscheinlich veranlaßt durch die Klage, daß diese alten Katechismen ausgegangen seien, befahl der König 1717 eine Übersetzung des Heidelberger ins Französische und ließ ihn zusammen mit dem französischen Glaubensbekenntnis*) in Berlin im Druck erscheinen, der dann dem Konfirmandenunterricht der französischen Jugend zu Grunde gelegt werden mußte. Der Katechismus war den deutschen Gemeindegliedern von früh auf wie ein wertgehaltenes Familienerbe geläufig und auch fortwährend zur Hand. Ihr Gesangbuch bot ihnen denselben bei der täglichen Hausandacht; bei dem Gemeindegottesdienst kam er jahraus, jahrein zur festgeordneten Verlesung und auch in den Katechisationen zur Erklärung. Von dem Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm I. sind die Hohenzollern in diesem Bekenntnisbuche während ihres Konfirmandenunterrichts unterwiesen worden. Vier verschiedene Sonderausgaben, in Berlin während des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt, sind mir bekannt geworden.

Selbstverständlich, daß Jablonski, wie es die Kirchenordnung verlangte, dem Konfirmandenunterricht den Heidelberger Katechismus zu Grunde legte. Wann er ihn zuerst kennen gelernt, habe ich nicht ausfindig machen können. In seiner Kindheit wurde er in dem kleinen Brüderte Katechismus unterwiesen, später dann in Bissa in dem noch vor Abfassung des Heidelberger, bereits 1554 erschienenen großen Brüderte Katechismus. Ein Jahr nach seiner Geburt, 1661, hatte der Großvater an seinem Vergungsort in Amsterdam als ein Vermächtnis an seine Glaubensgenossen und als ein bischöfliches Sendschreiben an die armen Brüder in der Zerstreuung einen Katechismus ausgehen lassen,**) der dem

*) Die „Confession de foy“, auf der ersten allgemeinen Synode zu Paris 1559 festgestellt und zwölf Jahre später auf der Synode zu la Rochelle von Heinrich IV., seiner königlichen Mutter, Johanna d'Albret, dem Prinzen von Condé, Ludwig von Nassau, Coligny, Chatillon und sämtlichen Präbignern unterschrieben.

**) Das Büchlein „Die uralte christliche katholische Religion in kurze Fragen und Antworten verfaßt“, ist kürzlich (1900) wieder in Leipzig neu aufgelegt worden.

Großjohn auch schon in jungen Jahren nicht unbekannt geblieben sein kann. Das Fragbüchlein nimmt keinen Bezug weder auf den lutherischen noch den reformierten Katechismus, selbst nicht auf die vorhandenen Brüderkatechismen; es ist mehr als ein ergreifendes Sendschreiben des letzten böhmischen Bischofs an „alle frommen, hin und her zerstreuten Schäflein Christi“ anzusehen. Auf der Hochschule in Frankfurt hat Jablonski auch keinen Lehrer gefunden, der ihn hätte in das Bekenntnisbuch der reformierten Kirche einführen können; ebenso wenig später dann in Oxford. So scheint es nicht ausgeschlossen, daß er ihn erst lehrend gelernt hat. Auf eine Äußerung Jablonskis über den Heidelberger bin ich gestoßen, die vielleicht um des Schreibers willen nicht unwert ist, hier angemerkt zu werden. In einem Briefe*) an seinen Konsejor Cassius in Vissa 1728 sagt er bei Anlaß eines nötig gewordenen Neudruckes des Unitäts-Katechismus: „Was der Glaube sei, so benennet Katech. Palatinus nur zwei Stücke *cognitio et fiducia* (Tr. 21). Weil aber diese nur auf zwei *officia mediatoris* sich beziehen, hingegen an Christum glauben heißt: den ganzen Christum in seinen drei Ämtern aufnehmen (Joh. 1, 12.), so wollte ich lieber fidem definieren, daß er sei eine Erkenntnis und Vertrauen zu Gott durch Christum, begleitet mit einem heiligen Wandel (Erkenntnis bezogen auf Christus propheta; Vertrauen auf Christus sacerdos propitians; heiliger Wandel auf Christus rex leges praescribens).“

Als Jablonski hochbetagt zum Sterben sich niederlegte, fand sich auf dem Schreibtisch, von seiner auch im achtzigsten Jahre klaren, schönen Handschrift ins reine geschrieben und völlig druckfertig ein Büchlein, das der Greis wie ein Vermächtnis und Gedendblatt an die ihm über ein halbes Jahrhundert liebgewordne Unterweisung der christlichen Jugend seinen Konfirmanden hinterlassen. Noch im Todesjahr erschien es im Druck.***) Der Inhalt des Büchleins bezeugt, daß sich Jablonski bei seinem Konfirmandenunterricht nicht auf die Erklärung des Katechismus beschränkt hat; die auch von ihm fertig gestellte Vorrede sucht die scheinbare Abschweifung zu rechtfertigen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß es an einem wichtigen Punkte eine nachträgliche Ergänzung bieten soll, wofür ihm die Beschränkung auf den Katechismus keine Gelegenheit bot. Er sagt: unsre Katechismen seien auf die Heilige Schrift gebaut; sie erweisen aber nicht die göttliche Autorität derselben, sondern setzen dies als bekannt voraus. Die Lernbegierigen aber unter den Katechumenen wünschen eine genauere Kunde und für sie habe er die Betrachtungen niedergeschrieben. In einem ersten Teil werden die innerlichen Kennzeichen des

*) Aufbewahrt im Posener Staatsarchiv X, 4.

**) Betrachtungen von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift, so die Bibel genannt wird, durch Dan. Ernst Jablonski. D. Berlin 1741.

göttlichen Wortes, in einem zweiten die äußerlichen angegeben, jene für die Einfältigeren unter den Konfirmanden, diese für die mit geübteren Sinnen unter ihnen, wie es auffälligerweise in der Einleitung heißt. Schön und auch tief werden die inneren Kennzeichen erörtert nach dem göttlichen Inhalt und Zweck, nach den darin enthaltenen göttlichen Geboten, die über menschliche Gewalt gehen, nach den gemeldeten, unwiderlegbaren Wundern, nach den in Erfüllung gegangnen Weissagungen und endlich nach den göttlichen Wirkungen auf die, so ihnen gehorsamen. Auch jetzt, nach mehr wie anderthalb Jahrhunderten wird ein gläubiger Katechet den größten Teil dieser Beweise mit Segen seinen Konfirmanden mitteilen können; freilich in etwas veränderter, vielleicht vertiefter und gegen moderne Angriffe verschärfter Ausführung und Begründung. In dem zweiten Teil sind viele Punkte auch gegenüber einer maßvollen Kritik unsrer Tage nicht mehr stichhaltig. Jablonski selbst würde der letzte sein, die stumpf und scharf gewordenen Waffen nicht mit den besseren, in ernster Forschung gestählten Beweismitteln vertauschen zu wollen.

c) Der Seelsorger.

Als weitaus den bedeutendsten und einflußreichsten Geistlichen der lutherischen Schwesterkirche nicht nur der Hauptstadt, sondern in jenen Tagen von ganz Deutschland hatte Jablonski während der ersten zwölf Jahre seiner Berliner Wirksamkeit Spener zur Seite. Einen Reformator innerhalb der lutherischen Kirche ihn zu nennen, ist doch wohl zu viel, wenn auch von ihm als einem auserwählten Rüstzeug eine Bewegung ausgegangen, die heute noch nicht zum Stillstand gekommen, die überhaupt unsre evangelische Kirche zur Gesundung ihres Lebens nicht mehr missen kann noch darf. Wohl aber ist Spener durch und durch eine reformatorische Persönlichkeit, deren machtvollen seelsorgerlichen Einfluß auf die evangelische Kirche beide Gemeinden, die lutherischen wie reformierten, in hohem Grade ihnen zum Segen zu spüren bekamen. Auch dies ist uns ein beachtenswertes Zeichen der inneren Zusammengehörigkeit beider Reformationskirchen als fruchtbringender Zweige desselben Stammes. Vom Beginn der Begegnung hub ein schönes, brüderliches Verhältnis zwischen dem weithin durch ganz Deutschland berühmten Propst an St. Nikolai und dem noch unbekannten, um ein Vierteljahrhundert jüngeren Domprediger an. Der in treuer, gewissenhafter Arbeit schier überbürdete Propst hat während neun Jahren nur zweimal sich den Besuch seines Gärtchens dicht am Hause gegönnt und einst am Ende eines Jahres angemerkt, daß er 622 Briefe binnen Jahresfrist geschrieben — es waren eingehende Schreiben, deren Inhalt nicht auf eine heutige Postkarte gebracht oder durch den Fernsprecher übermittelt werden könnte —, daß aber

noch 300 unbeantwortet auf seinem Schreibtische lagen. Und dennoch können wir aus dem vorliegenden Tagebuch den Nachweis eines vertraulichen Verkehrs der geistesverwandten Männer nachweisen. Spener berätet mit Jablonski über den erbitterten Kampf, der durch das Vorgehen seines Mitarbeiters Schade an St. Nikolai in betreff des Beichtstuhles ausgebrochen; dann wieder sucht Jablonski von seiner nahegelegenen Wohnung in der Klosterstraße Spener in der Propstei auf, grade mit ihm zu verhandeln, was ihm so warm am Herzen liegt, die Vereinigung der beiden Kirchen der Reformation.

Wir haben ein Recht, das Schwergewicht des tiefgreifenden Einflusses Speners als eine seelsorgerliche Einwirkung auf die evangelische Kirche zu bezeichnen. Nur mittelbar durch die Predigt, durch die zahlreichen Schriften, in brieflichem Verkehr kam das einzelne Gemeindeglied unter den heilsamen Einfluß dieser seelsorgerlichen Fürsorge. Es gebrach dem Manne, der von allen Seiten angelaufen wurde, der nach allen Seiten hin die von ihm der gesamten evangelischen Kirche gegebene mächtige Anregung zu verfechten hatte, zunächst an Zeit, vielleicht auch an Geschick im persönlichen Verkehr mit den Menschen, um mit der Seelsorge des einzelnen Gemeindegliedes näher sich einzulassen. Auch seine Stellung als Propst enthob ihn der Ausübung der schweren Kunst. Er hatte als solcher keine Gemeinde im engeren Sinne des Wortes, keine Amtshandlungen. Gesegnete, nachhaltige Seelsorge kann nur in einer Gemeinde geübt werden, in welcher auch der von dem Herrn geforderten Kirchenzucht Raum gegeben ist. Schon in seiner Frankfurter Tätigkeit hatte Spener zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Ausübung dieser unumgänglichen Lebensäußerung einer geordneten evangelischen Kirche im Laufe der Zeit je länger je mehr auf die weltliche Behörden übergegangen war. Was Spener von dem Beichtstuhl in den lutherischen Kirchen Berlins kurz vor dessen Zusammenbruch vorfand, entsprach weder evangelischer Seelsorge noch evangelischer Kirchenzucht.

Günstiger nach beiden Seiten hin waren die Berliner Domprediger daran. Sie alle waren sich gleich gestellt; keine Rangordnung enthob den einen oder andren irgend eines wesentlichen Teiles der pastoralen Tätigkeit; die Amtshandlungen nebst der damit eng verbundenen Seelsorge bilben aber einen wesentlichen Teil. Selbst die Bezeichnung eines Oberhofpredigers war in den Tagen Jablonskis noch nicht gang und gäbe. Zuerst kam die Sonderbezeichnung im kurfürstlichen Sachsen auf. Je kleiner ein Ländchen war, um so eiliger hatte man es, die Sonderbezeichnung einzuführen, um den größeren Höfen nachzukommen. Als man auch in Brandenburg an diesen prunkhafter klingenden Namen dachte, fragte erstaunt ein Mitglied der Domgemeinde, ob es denn auch Unterhofprediger gäbe. Bis an das Ende seines Lebens trug Jablonski, sobald er durch

die Länge der Amtsjahre die Stufe erreichte, den herkömmlichen Titel „ältester Hofprediger.“ Auch waren nicht dem ältesten unter den fünf oder sechs Predigern die Amtshandlungen bei Hofe ausschließlich zugewiesen. Die Domgemeinde hatte von Anbeginn erhalten und bewahrt die strengere kirchliche und gemeindliche Organisation, wie sie der reformierten Kirche eignet. Von einer Überantwortung und Abschiebung der Kirchenzucht an die weltliche Behörde und den städtischen Magistrat konnte bei der Domgemeinde in Berlin um so weniger die Rede sein, als sie um ihres Bekenntnisses willen mitten in der lutherischen Bevölkerung der Stadt wie eine Art Auslandsgemeinde stand, in ihrer Verwaltung, in ihrer inneren Ordnung wesentlich geschieden und unterschieden von den Schwestergemeinden.

In dem bereits am 17. Januar 1693 von dem Kurfürsten unterzeichneten Anstellungspapier*) wird Jablonski zur Pflicht gemacht, „wie es einem getreuen reformierten Hirten und Seelsorger eignet und gebühret, beides in Lehre und unsträflichem Wandel, sich zu verhalten, wie er es gegen Gott und vor seinem gestrengen Richterstuhl zu verantworten sich getraue.“ Mit Ernst ist der neue Domprediger der übernommenen Pflicht nun auch als Seelsorger der Gemeinde nachgekommen. Ihm in diesem unerläßlichen Teil pastoraler Tätigkeit jetzt noch nachzuspüren, ist unmöglich; selbst einem Zeitgenossen wäre der Zugang versagt geblieben. Nur mittelbar können wir an einzelnen und auch nur äußerlichen Punkten seine seelsorgerlichen treuen Gänge verfolgen. Ich zähle dazu, wie schon nach ein paar Jahren das Arbeitszimmer des Seelsorgers überlaufen ist von solchen, die seinen geistlichen Rat erbitten, ihm das Herz ausschütten, vor ihm ein belastetes Gewissen erleichtern wollen. Er eilt aus dem Hause, um in den abgelegenen Laubgängen des Lustgartens sich für die Predigt zu sammeln, über eine wissenschaftliche Arbeit nachzudenken. An unwirtlichen Wintertagen flüchtet er auch in das stille Sitzungszimmer der Akademie, seitdem 1702 dieselbe eine Wohnung erhalten. Daß die Zahl seiner Konfirmanden sich so stark mehrte, ist nicht allein dem zuzuschreiben, daß der begabte, von dem Kurfürsten ausgezeichnete Prediger bald „in Mode“ kam. Die er konfirmiert, denen blieb er lebenslang und in allen oft recht schmerzlichen Lebenstagen vertrauter Hausfreund, allzeit angangener Tröster und Seelsorger. Bei den Kranken, den Sterbenden ist

*) Geh. St. A. Alte Jablonski. Hier taucht auffälligerweise noch einmal — mir scheint zum letztenmal — der Name Figulus auf. Die Urkunde beginnt mit den Worten: Wir Friedrich III. u. f. w. u. f. w. urkunden und bekennen hiermit, daß wir den Würdigen und Wohlgelehrten Unsern lieben und getreuen Daniel Ernst Jablonski genannt Figulus zu Unserm Hofprediger allhier gnädigst angenommen, berufen und bestellt.

er zu finden, in dem Hause des armen Handwerkers so gewiß als bei den höchstgestellten Beamten. Mehr wie ein Fall könnte aus den Tagebüchern und wo die im späteren Leben verstummen, aus Hunderten von durchgeblätterten Briefen nachgewiesen werden, wo er stundenlang, einen ganzen Tag an einem Sterbebette betend, tröstend ausharrte, um dann noch wochen- und monatelang den Hinterbliebenen als treu beratender Hausfreund zur Seite zu stehen. Um nur einen Fall zu erwähnen. Der schmerzliche Sturz des Oberpräsidenten Eberhard von Dankelmann 1697 riß auch den Marinedirektor Kaulé zu Boden. Der an des Gestürzten Stelle rückte, Kolb von Wartenberg und seine nun ans Ruder gelangte Partei hatten für die hochgemuten brandenburgischen Kolonisationen des Großen Kurfürsten so wenig übrig, wie in unsren Tagen der Nachfolger des verabschiedeten Altreichskanzlers. Kaulé büßte seine Stellung, sein Vermögen ein; er saß monatelang zu kläglicher Verantwortung in Spandau in Haft, während welcher Zeit seine gebrechliche Frau ihn nur ab und zu und in Gegenwart eines Wächters sprechen durfte. Begnadigt, wurde der unschuldige und unglückliche Mann zuerst nach Havelberg, dann, weil daselbst keine reformierte Gemeinde, nach Spandau verbannt, um endgültig in Emden den Wohnsitz angewiesen zu erhalten, wo der siebzigjährige Greis vierzig Monate Sommer und Winter auf einer alten, abgetakelten Yacht verbrachte. Die letzten beiden Jahre (1705—1707) durfte er in Hamburg leben. Seine schwergeprüfte Frau war körperlich leidend, meist bettlägerig. Auch sie hatte die bittere Erfahrung durchzukosten, in der Not von den früheren Freunden gemieden zu werden. Ihr Seelsorger ließ sie nicht im Stich; er hatte sich nicht darum zu kümmern, ob er bei den neu aufgetretenen Hofgünstlingen deshalb scheel angesehen werde oder nicht. Jahrelang hat Jablonski die Vereinsamte an ihrem Krankenlager besucht; ihr das heilige Abendmahl gereicht, sie getröstet, wenn sie ihr Haus auf dem Werder, das ihr allein noch geblieben, nicht verlassen durfte.

Schon der Große Kurfürst hatte 1664 eine Urkunde ausfertigen lassen, die der König 1703 erneuerte und welche von allen Domgeistlichen beim Amtsantritt unterschrieben werden mußte; auch Jablonski hat sich 1693 durch eigenhändige Unterschrift zur gewissenhaften Einhaltung verpflichtet. In vierzehn Artikeln wird den Geistlichen ihre Amtsführung ans Herz gelegt. Im Punkt der zu übenden Kirchenzucht heißt es: das Domministerium habe alle Stände, welche in Sünden leben und denen das Reich Gottes verschlossen ist, vorzunehmen, zunächst zur Vermahnung mit den Geistlichen; wenn dies erfolglos, dem Kurfürsten und Geheimen Rat anzuzeigen und sie nochmals zu vermahnern und dann entweder vom Abendmahl oder von der Gemeinde auszuschließen. Vor keinem Stande, auch vor keiner Standesperson durfte Halt gemacht werden; auch nicht vor den

Geistlichen des Domministeriums selbst und ihren Angehörigen. An jedem Sonntag nach dem Vormittagsgottesdienst versammelte sich die Domgeistlichkeit in der Sakristei, um seelsorgerliche Fälle der Kirchenzucht zu beraten und auch vorkommenden Falles gegenseitig sich brüderlich zu ermahnen. Gerade in einer der ersten Beratungen, an der Jablonski teilnahm, wurde über den ärgerlichen, skandalösen Lebenswandel der Witwe eines Hofpredigers verhandelt. Diese gemeinsamen Beratungen der Domgeistlichen, und daß sie die Kirchenzucht auch auf das eigne Amt und Haus auszudehnen, gewissermaßen da zu beginnen hatten, erinnert sehr an die heilsamen Ordnungen des sog. coetus in Emden, die Laskei anderthalb Jahrhunderte zuvor für die Kirche in Ostfriesland eingeführt hatte. Wenn auch der eigne Stand nicht übergangen werden durfte, so auch nicht „das vornehmste Glied“ der Domgemeinde und sein Haus. Daß die Domgeistlichen damals nicht vor ihm Halt gemacht und ihres ernsten Amtes furchtlos gewaltet, dafür ein Paar Belege, beiden Teilen zur Ehre, beizubringen, sind wir verpflichtet. Mehr wie ein Kulturhistoriker unsrer Tage hat sich darin gefallen, die Hofprediger jener Tage als höfische, gefügige Geschöpfe darzustellen, ohnmächtig Seelsorge und Kirchenzucht im Namen des Herrn auch dem Herrscher des Landes gegenüber zu üben. So war es nun doch nicht am Hofe der Hohenzollern vor zweihundert Jahren und auch nicht bei ihren Hof- und Dompredigern.

Markgraf Karl Wilhelm, der Stiefbruder des Kurfürsten, war, erst 23 Jahre alt, in Savoyen 1695 gestorben, nachdem er kurz zuvor heimlich in Turin die verwitwete Marquise von Salmour geheiratet und um dies zu ermöglichen, ebenso heimlich der römischen Kirche sich angeschlossen. Darum sollte die nach Berlin übergeführte Leiche nicht feierlich beerdigt, nur still in der Fürstengruft des Domes beigelegt werden. Der Kurfürst hatte zum Text für die Beisetzung das Wort Sirach 4, 13. 14 angeordnet. Einstimmig weigerten sich die Geistlichen, darüber zu predigen; den Apokryphen dürfe in einer reformierten Kirche kein Predigttext entnommen werden. Der Kurfürst ist unwillig, daß das Domministerium dem obersten Landesbischof drein reden wolle; fügt sich aber doch insoweit, daß er von den vorgeschlagenen acht Bibelworten keins wählt, sondern Jablonski den Auftrag gibt, über das Psalmwort zu sprechen: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewig bleiben wie der Berg Zion. — Ein anderer Stiefbruder des Kurfürsten, der älteste und auch Lieblingssohn der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, dem die Mutter gern die Nachfolge in der Kurwürde zugewandt hätte, Markgraf Philipp Wilhelm, führte einen ärgerlichen Lebenswandel an seinem Wohnort Schwedt, welches ufermärkische Städtchen als freigeordnetes Lehn dem Kurhause heimgefallen war. Was in dem kleinen Oberstädtchen alle Welt wußte, davon war die Kunde auch vor das Dom-

ministerium gelangt, daß ein Kindchen des unverheirateten Markgrafen in Schwedt mit seiner Mutter lebe. Nach langer Beratung entschied das Domministerium, dem Markgrafen das heilige Abendmahl zu verweigern. Er ließ sich zwar selten in Berlin sehen und vermied dann geflüstert mit den Domgeistlichen in Berührung zu kommen; aber diese unterfügten dem Pastor Eisenberg, der in der markgräflichen Hauskapelle in Schwedt zu predigen pflegt, dem Hausherrn das Abendmahl zu reichen. Schriftlich wurde dem Markgrafen der seelsorgerliche Beschluß mitgeteilt. Das ernst und entschieden, aber in ehrerbietigen Formen gehaltene, auch von Jablonski unterzeichnete Schreiben vom 13. Juni 1695 liegt mir vor. Es heißt darin: „Unser von Gott uns anvertrautes Amt zwingt uns, so wir anders nicht wider Gott, unsren Kurfürsten, diesen Bericht abgehen zu lassen, daß ein Geschrei entstanden, E. D. eignes zartes Gewissen und unsre Pflicht uns versündigen, daß E. D. ein sündliches Urgernis begangen, welches uns bekümmert, ob ohne gänzliche Renovierung desselben; E. D. würdig das heilige Abendmahl genießen können, da nicht der bloße Gebrauch des Abendmahls, sondern nur die würdige Niesung, so in einer rechten, ungesälchten Buße, in wahrem Glauben und untrüglicher Zusage künftiger gänzlicher Abstoßung von voriger Sünde und in einem neuen, heiligen Leben besteht, welchem dergleichen Unreinigkeit ganz und gar zuwider ist.“ Deshalb verlangen die Hofprediger vor einer Zulassung zum Abendmahl, daß der Markgraf entweder vor dem Domministerium erscheine oder einen der ordentlichen Hofprediger zu sich nach Schwedt entbiete, der dann im Namen des Domministeriums mit ihm über den ernststen Fall zu beraten habe. Das Schreiben erregte den Markgrafen gewaltig. Er brausete in Zorn und Dräuen auf — wie es in dem Bericht, wahrscheinlich des Rats Vorstius, des Übermittlers des Schreibens, heißt — ob man ihn denn exkommunizieren wolle. Nach einer Weile überzog Schamröte sein Gesicht und er versprach Besserung, solche mesures zu nehmen, die dem Domministerium gefallen würden.

Bei der Verlobung des Kurfürsten von Sachsen mit der verwitweten Markgräfin von Ansbach (1692) wurde zum ersten Male am brandenburgischen Hofe ein von Besser gedichtetes „Luftballet“ gegeben, in welchem Prinzen, Prinzessinnen, Kavaliers und Damen der Hofgesellschaft auftraten. Sie wurden während des folgenden Jahrzehntes die beliebteste Unterhaltung am prunkvollen Hofe.*) Im großen Saale des Schlosses war ein eignes Theater meist mit vielen Kosten hergerichtet. So auch wieder um Pfingsten

*) Eingehende Schilderung solcher Hoffamilienfeste unter Friedrich I. gibt Böhse, Gesch. d. deutschen Höfe (Hamburg 1851) II. 2, 128 flg.

1695. Statt zur Kirche zu gehen, hatte der Tanzmeister sowohl den jungen Graf Dönhoff als selbst die Tochter des Kurfürsten veranlaßt, von dem Gottesdienste wegzubleiben und sich an den Proben zu beteiligen, freilich zum Ärgernis der beiden Väter. Der Reichsgraf, weitleufig, wie wir gesehen (S. 14), mit dem kurfürstlichen Hause verwandt, redete dem Kurfürsten nachdrücklich zu, solchem Treiben ein Ende zu machen, „damit nicht selbst die kurfürstliche junge Herrschaft als Komödianten-Gehülsen dürften traktiert werden.“ Die ärgerliche Sache war stadtkundig geworden. Drei Domgeistliche hielten sich in ihrem Gewissen gedrängt, sie auf der Kanzel und vor dem Hofe zur Sprache zu bringen; darunter Ursin mit den scharfen Worten: der Untertanenschweiß werde in solcher Weise vertanzt, verspielt und versungen. Auch in der herkömmlichen seelsorgerlichen Beratung nach dem Gottesdienst in der Sakristei kam der Anstoß erregende Gegenstand zur Sprache; die Hofprediger konnten sich nicht einigen. Jablonski und sein Freund Sturm waren für strenge Maßregeln, drangen aber damit nicht durch. Sie verlangten, daß der erste Grad einer Kirchenzucht, der einer ernstlichen Vermahnung, anzuwenden sei und zu seiner Ausführung Abgeordnete aus dem Domministerium an den Hof gesandt werden sollten. Nachsichtiger meinten die andren, daß Komödien doch nicht an sich verboten seien; man müsse den Fürsten nach dieser Richtung hin etwas nachsehen; an andren evangelischen Höfen wie in Holland, England und Hannover spiele man auch. Unbillig sei es, den Kurfürsten nicht genießen lassen zu wollen, was nach den Regeln der Vernunft und des Christentums dem Geringsten seiner Untertanen nicht könne unterzogen werden. — Als am Sonntag nach Trinitatis wiederum eine Aufführung bei Hof sein sollte, gab der Kurfürst den Befehl, das Theater abzubringen. Hofprediger Cochius war gerade bei ihm im Schlosse, als der Kurfürst ihm erregt erzählte: „Wie soll man nicht krank werden, wenn man so geärgert wird.“ Cochius erwiderte: „Er sei Kurfürst, habe nur zu befehlen und es müsse geschehen.“ Worauf der Kurfürst erwiderte: „Ja, ich beklage meine Schwachheit. Ich habe bereits remords in meinem Gewissen gehabt, aber meine Schwachheit so bald nicht überwinden können.“ Die Kurfürstin, die von dem Befehl ihres Gemahls keine Kenntnis erhalten, hatte im Laufe der Woche bereits da und dorthin Einladungskarten für die Vorstellung versenden lassen, auch an die Familien der Hofprediger Cochius und Ursin, die sie aber zurücksandten, ersterer mit dem Bedenken: er sehe alle Tage an die Werke (opera) Gottes in seinem Hause und außer demselben, damit er sich vergnügen und seine grauen Haare nicht mit Eitelkeit besudeln wolle.

Den paar Beispielen, wie ernst und gewissenhaft das Domministerium in den Tagen Jablonskis den schweren Pflichten der Seelsorge und Kirchenzucht auch „den vornehmsten Gliedern“ der Domgemeinde gegenüber

nachzukommen bemüht war, sei wenigstens ein Fall der Kirchenzucht an hochgestellten Gemeindegliedern beigefügt.

Marquis de Varennes, einer der vertriebenen Glaubensgenossen aus Frankreich, hatte noch unter dem Großen Kurfürst (1686) den Auftrag erhalten, in Soest ein neues Regiment zu bilden. Er war verheiratet; es scheint — aus den mir vorliegenden Papieren ist es nicht ersichtlich — daß die Frau ihrem Manne nicht in die Fremde gefolgt. de Varennes sah damit die Ehe als gelöst an und war eine zweite Ehe mit einer Gräfin von Vehlen eingegangen, die von der ersten, noch nicht gelösten Ehe keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Die Sache wurde 1694 ruchbar; der hochangesehene Oberst kam wegen Zweiehe vor Gericht. Monatlang zogen sich die Verhandlungen vor dem Kammergericht hin; der Kurfürst nahm lebhaftesten Anteil an dem Fortgang der peinlichen Untersuchung wider einen seiner Generale. Wie alle Domgeistliche und Prediger der französischen Kolonie erhielt auch Jablonski ein Schreiben vom 22. Juni 1694, genau alles zu prüfen und vor Fällung eines Urteils dem Kurfürsten das Ergebnis der Untersuchung zuzustellen. Die Gräfin gehörte der Domgemeinde an und stand damit unter der Kirchenzucht der Domgeistlichkeit. So lange noch die Sache schwebte und ihre Unschuld nicht klar zu Tage lag, wurde sie von der Teilnahme an dem heiligen Abendmahl ausgeschlossen. Sie bat dringend um Zulassung. Lange währte die Beratung im Domkollegium. Endlich kamen die Geistlichen überein, sie zuzulassen als eine, die ihr Tun ernstlich bereue. Wie gewissenhaft die Seelsorger dabei verfahren, zeigt ihre Begründung des Urteils: die Gräfin habe die äußeren Zeichen der Buße bekundet, das Bekenntnis ihres Glaubens an die Sündenvergebung Christi abgelegt, auch eine Besserung des Lebens zugesagt und damit bekräftigt, daß sie von ihrem Manne abgesondert lebe. Sie habe damit gemäß dem Bekenntnisbuch die drei Erfordernisse aufrichtiger Buße abgelegt (*contritio, confessio* und *melioratio vitae* nach den Schulausdrücken der Domgeistlichen).

d) Der Theologe.

Früh am Morgen, ehe noch das Empfangszimmer des viel beanspruchten Pastors sich mit Gemeindegliedern füllt, suchen wir Jablonski in seinem „Museum“ auf, wie damals eines Gelehrten Studierzimmer genannt wurde. Die geräumige Stube im Erdgeschoß reichte bald zur Aufnahme der stattlichen Bücherschätze nicht mehr aus; der Hausbesitzer mußte sich schon nach ein paar Jahren zu einem Anbau entschließen. Damals kam in deutschen Landen der Spruch auf, daß die evangelischen Prediger, arm an äußeren Mitteln, reich wären an Kindern und Büchern. Die Vorliebe für letztere ist ihnen bis heute nicht ganz

verloren gegangen; mir scheint, daß noch immer das „Museum“ des Pastors mehr Bücher und auch vielseitigeren Inhaltes berge als der Arbeitsraum des Arztes oder Beamten. Dem spätgeborenen Bücherfreund ist es eine Lust, den Bretterfächern in jenem „Museum“ entlang zu gehen und ein prüfendes Auge auf die Schätze zu werfen, die der gelehrte Domprediger im Laufe eines langen, bis zuletzt in wissenschaftlichen Arbeiten ungemein tätigen Lebens angesammelt. Zählen wir recht, so sind es 5927 Werke, nicht Bände, in dreizehn Sprachen (arabisch, böhmisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch, griechisch, hebräisch, jüdisch, lateinisch, litauisch, polnisch, russisch, schwedisch) — ein beredtes Zeugnis für die vielsprachige Bildung des Hofpredigers! Wir können nun doch nicht schweigend an ihnen vorübergehen. Die Mehrzahl der Bücher gehören selbstverständlich der Theologie an. Von ihr sind die Fächer besonders reichlich vertreten, in denen Jablonski wissenschaftlich tätig gewesen: die heilige Schrift in den damals besten Ausgaben und Auslegungen zumal des Alten Testaments mit der Ausdehnung auf den Talmud und die anhebenden Forschungen über den Orient und seine Völker. In der reichen Abteilung der Kirchenväter erfreuen den Kenner die vorzüglichen Benediktiner- und Maurinerausgaben, die heute nicht mehr leicht in der Bücherei eines Pastors angetroffen werden. An den vielen dogmatischen und polemischen Schriften läßt sich leicht erkennen, auf welche eingehenden Studien der Besitzer seine Unionsbestrebungen zu gründen bemüht war, ebenso an den liturgischen Schriften, an den Werken über Konzilien, Kirchenrecht, Glaubensbekenntnisse und die damals so beliebten Religionsgespräche: alles Gebiete, deren genaue Kenntnis Jablonski, wie wir sehen werden, auf seinen Unionswegen, aber auch in der Verteidigung seiner Glaubensgenossen gegenüber Rom förderten. Die vielen kirchen- und zeitgeschichtlichen Werke weisen auf den Gelehrten hin, der Jahre hindurch eifrig bemüht war, einen umfangreichen Stoff für eine evangelische Kirchengeschichte der slawischen Völker zusammenzutragen. Auch die sogenannten weltlichen Wissenschaften sind in der Bücherei des vielseitig gebildeten Gelehrten und einstigen Vorsitzenden der Akademie gut vertreten, Werke aus dem Gebiete der klassischen Literatur zumal, aber auch der Chronologie, der Erd- und Länderkunde, der Mathematik und Heilkunde, der geistlichen und weltlichen Dichter u. s. w.

Jablonski hat bald an dem frühen Besucher den Bücherfreund erkannt und hält nun in seiner leut- und redseligen Art nicht zurück, auf besonders gehütete Schätze zumal unter seinen 138 Handschriften aufmerksam zu machen. Da holt er allem zuvor seinen kostbarsten Schatz herbei, eine hebräische Pentateuch-Handschrift mit großen Buchstaben, ohne Kapitel- und Versabteilung, 300 Pergamentblätter mit allen Zeichen hohen Altertums. Hofrat Erasmus von Seidel hat die Handschrift, die im

letzten Kriege Venedigs mit der Türkei bei der Erstürmung von Patras gefunden worden war, aus Griechenland nach Berlin mitgebracht und sie seinem Freunde verehrt. Nach dem Tode des Hospredigers ist sie mit der ganzen Bücherei unter dem Hammer für nur 60 Mark losgeschlagen worden; in wessen Besitz sie heute sein mag, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.*) Hosprediger Schrodberg hat ihm die Handschrift der von ihm zusammengetragenen, von der Pfalzgräfin Luise Charlotte (S. 104) selbst aufgeschriebenen *pia novissima* verehrt, aus denen sich ergibt, daß sie bis zu ihrem Ende (1695) trotz aller Bemühungen Roms unerschütterlich treu an ihrem reformierten Glauben festgehalten. Da in dem Kasten werden die jahrelang eifrig gesammelten Lese Früchte zur Geschichte der polnischen Dissidenten bewahrt, in dem andren eine Reihe von Handschriften des Maimonides, eine Chronik der Krakauer Kirche von Wengierski, ein hundert Seiten langes apologetisches Sendschreiben, das Buddeus an einen Freund in Rußland in betreff der Verleumdungen des Jaworski geschrieben. Doch genug der Hervorhebung von Schätzen, die heute leider spurlos verschwunden. Ebenso wie eine kleine, wertvolle Münzsammlung (welcher Gelehrte jener Tage hätte sich nicht nach dem Maß seiner Mittel eine solche angelegt?), die in alle Winde zerstreut und verloren ist. Über diesem „Museum“ konnte nicht die Inschrift stehen, die mit goldnen Buchstaben der Abt von Loccum, Molanus, mit dem Jablonski in der Unionsache viel zu verhandeln hatte, über seiner viel größeren Bücher- und Münzsammlung (der Wert der letzteren allein wurde auf 180 000 Mark berechnet) hat anbringen lassen: *Fructus sancti coelibatus*, Lohn und Frucht einer heiligen Ehelosigkeit.²²⁾

Der ungemein fleißige Pastor hat die unentbehrlichen Hilfsmittel und geistigen Werkzeuge eines Gelehrten, die er mit Bienenemsigkeit von allwärts, zum Teil und mit Vermittlung seiner Freunde auf Versteigerungen in England und den Niederlanden, in Paris und Rom zusammenzubringen verstand, gründlich benützt. Er blieb ein Lernender lebenslang; staunenswerter Weise auch grade in den ersten Jahren der heißesten Berufsarbeit ein Schüler, eifrig bemüht, Lücken des Wissens zu ergänzen, durch Fachgelehrte in das Verständnis ihrer gelehrten Arbeiten eingeführt zu werden. Wer den Tageslauf des schier überbürdeten Dompredigers einigermaßen glaubt überblicken zu können, steht vor einem Rätsel, wie trotz aller sich aufstürmenden Berufsarbeiten Jablonski den vierundzwanzig Stunden eines Tages noch die Zeit abgewinnen konnte, Privatunterricht in verschiednen Fächern zu nehmen. In den mathematischen

*) Vergl. darüber auch Jablonski selbst in § 6 der Einleitung zu seiner hebräischen Bibelausgabe, wo nach dem Wortlaut freilich die Handschrift noch Eigentum von Seidel zu sein scheint und somit erst später ihm geschenkt wurde.

Wissenschaften scheinen sich wahrscheinlich noch von der Schulbank her ihm peinliche Lücken fühlbar gemacht zu haben. So läßt er sich monatelang fast täglich in Geometrie, Trigonometrie u. s. w. von dem Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium Raudé, dem späteren Kollegen in der Akademie, unterweisen; ein anderer Gelehrter der Kolonie und Hauptlehrer am französischen Gymnasium, Sperlette, gibt ihm bis zu seinem Abgang von Berlin Unterricht in der Physik und fördert darin den fleißigen Schüler so sehr, daß er nach Jahresfrist im stande ist, die Aufsehen erregenden Vorträge über Physik mit Experimenten seines Nachfolgers am Kollege, des berühmten Chauvin aus Nîmes, mit Genuß und Verständnis zu hören. Der Subrektor am Joachimsthaler Gymnasium, Meyer, macht für ihn einen in Berlin weilenden Juden aus Hanau ausfindig, den Levin David, der ihm lange Zeit täglichen Unterricht im Lesen rabbinischer und talmudistischer Schriften erteilt, so daß dem jungen Domprediger das Lesen und Verstehen von ohne Selbstlaute geschriebenen und gedruckten hebräischen Werken völlig geläufig wird. Und so wäre noch mancher fesselnde Beitrag für die große Lernbegierde Jablonski auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten mitten in den aufreibenden Zerstreuungen eines angestregten Berufes zu bieten.

Es wahrte nicht mehr lange und Jablonski trat mit Werken seiner Feder an die Öffentlichkeit. Meines Wissens zunächst mit der Übersetzung eines damals großes Aufsehen erregenden englischen Werkes ins Lateinische. Der 1691 verstorbene Robert Boyle*) hatte unter andren Vermächtnissen eine Summe von jährlich tausend Mark für acht Predigten bestimmt, welche die christliche Wahrheit wider Angriffe von offenkundigen Ungläubigen zu verteidigen hatten. Als ersten in der langen Reihenfolge der apologetischen Redner betrauten die Testamentsvollstrecker den erst dreißigjährigen Hauskaplan des Bischofs von Worcester (Stillingfleet), Richard Bentley. Er löste sie vorzüglich. Seine acht religiösen Vorträge (denn diese Bezeichnung kommt ihnen eher zu als die von Predigten, wenn auch jeder einzelne über ein Wort der heiligen Schrift gehalten ist, der erste über das Psalmwort 14, 1.) über die Torheit des Atheismus und den sogenannten Deismus auch in bezug auf das gegenwärtige Leben**) zeigen alle Vorzüge dieses großen Philologen und auch Theologen: unerbittlich scharf, oft bis zur Bitterkeit, wider seine Gegner,

*) Über die fesselnde Persönlichkeit vergl. auch die sorgfältige und eingehende Abhandlung von Keller: „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh.“ (Monatshefte der Comenius-Gesellschaft IV, S. 150 flg.)

**) The folly of atheism and (what is now called) deism, even with respect to the present life. Meine Ausgabe (London 1838) enthält unter andren Beilagen auch die vier Briefe, die sein Freund, der berühmte Isaac Newton, in Anlaß der Vorträge 1692 an ihn geschrieben.

dabei witzig und seine und Shakespeares Muttersprache mit einer Schönheit und gefälligen, markigen Kraft im Reden und Schreiben handhabend, daß er mich an unsren Lessing erinnert, freilich auf strenggläubigem Boden, daß er den Dichter Nathans des Weisen wohl mit der Feder eines Lessing bekämpft haben würde. Jablonski wurde alsbald mit dem Buche bekannt; es ist nicht ausgeschlossen, daß er Bentley während seines Aufenthaltes in Oxford persönlich kennen gelernt, damals, als derselbe als Erzieher des Sohnes von Stillingfleet in der Bodleiana die Anfänge seiner eigentümlichen Hexapla machte, sämtliche hebräische Worte des Alten Testaments mit Wiedergabe ihrer Übersetzung in chaldäischer, syrischer, lateinischer und griechischer Sprache nebeneinandergerichtet. Das apologetische Buch fesselte ihn in einem Grade, daß eine Reihe von Sonntagen hindurch im Hause seines Freundes, des Ministers Fuchs, die eifrige Unterhaltung sich um den Inhalt der Vorträge drehte. Die Gegner, wider welche Bentley seine scharfe, schlagfertige und treffsichere Lanze einlegte, die seit ein paar Jahrzehnten in England aufkommenden, immer größeren Einfluß gewinnenden Deisten und Freidenker waren auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben, auch nicht in Berlin. Ihre Ansichten kamen fördernd einer geistigen Strömung der Gebildeten allüberall entgegen wie ein paar Jahrzehnte später der Rationalismus. Einer aus der Zahl dieser Deisten, der verwegene Toland, tauchte bei einer Reise nach dem Festland im Liezenburger Schloß auf. Er war einer Einladung der geistvollen und geistig angeregten Schülerin von Leibniz, der Kurfürstin Sophie Charlotte, gefolgt, die es liebte, hervorragende Männer um sich zu sehen, auch wenn sie ihre religiösen oder philosophischen Ansichten nicht teilte, und den Unterhaltungen zu lauschen, wenn miteingeladene Gäste in ernste Zwiegespräche der Streitfragen gerieten. Jablonski und ein paar französische Geistliche hatten solche Auseinandersetzungen mit Toland in den Charlottenburger Gemächern der Kurfürstin gehabt. Er kannte die Weltansicht der Deisten, ihr Bemühen, die Religion, auch die christliche, ohne Annahme einer Offenbarung dem Menschenverstand mundgerecht zu machen, die natürliche Religion über eine geoffenbarte, von der sie nichts wissen wollten, zu stellen. Er kannte auch, wie er Fuchs auseinandersetzte, den unerträglichen Hochmut dieser Deisten, welche die geoffenbarten Wahrheiten mit stolzer Verachtung abweisen und für sich den Alleinbesitz der Weisheit beanspruchen, die den Unterschied zwischen Philosophen und Theologen so bestimmen, als ob sie allein ein Recht hätten, die verborgenen Tiefen der Natur zu erforschen und ihre geheimnisvollen Heiligtümer zu betreten, während die andren, die Gott als Führer, der Heiligen Schrift als Lehrerin folgen und mit der Erforschung der Natur die Ehrfurcht vor ihrem Schöpfer verbinden, als gemeiner, ungebildeter Haufe davon ferngehalten werden

müssen.*) Jablonski übersezte die Vorträge in die lateinische Sprache, die denen unter seinen Landsleuten geläufig war, in deren Hände er sie wissen wollte. Die Muttersprache der Gelehrten schien ihm gelenker, fähiger zur Wiedergabe der auch in ihrem kernigen, treffenden Ausdruck formvollendeten Vorträge des Engländers als die deutsche Sprache, die ihren Lessing erst nach Jahrzehnten erhielt und in ihrem damaligen Rauderwelsch noch nicht vermochte, eine philosophisch-gelehrte Rede klar und zutreffend wiederzugeben. Die Übersetzung**) ist seinem Freunde und Gönner Fuchs als eine geringe Gegengabe für die reichen Büchergeschenke, die er seiner Güte alljährlich zu danken hatte, gewidmet.***)

Während Jablonski mit der Übersetzung in den kargen Mußestunden noch beschäftigt war und die fertiggestellten Bogen in den Konferenzen bei Spanheim vorlas, reifte das seit Jahren in Angriff genommene Werk der Vervollendung entgegen, die Herausgabe eines hebräischen Alten Testaments. Die ersten bescheidenen Anfänge lassen sich bis in die Gymnasialzeit zurück verfolgen. Die Hochschule in Frankfurt, mehr noch die in Oxford mit der gelehrten Tafelrunde, die noch an Waltons Polyglotte mitgearbeitet und eingetretne Lücken mit tüchtigen Schülern ergänzt hatte, bot erwünschte Förderung in dem Lieblingsstudium. Wo wir in den folgenden zehn Berufsjahren einen flüchtigen Einblick in die gelehrten Arbeiten des Geistlichen und Rectors gewinnen, finden wir ihn eifrig über hebräischen Werken. In Berlin gelangten die lange getriebenen, ausgedehnten Forschungen zu einem gewissen Abschluß. Der Konrektor am Berliner Gymnasium, Starcke, führt unsren Forscher noch in die Kenntnis des Arabischen ein. Unter Förderung seines hebräischen Lehrers bringt er es so weit, einzelne Teile der berühmten, alttestamentlichen Auslegung des gefeiertsten Erklärers der Synagoge, Raschi, (im 12. Jahrh.)

*) Wir geben die auch in unsren Tagen noch da und dort zutreffende Kennzeichnung in Jablonskis eignen Worten: „intolerandum supercilium hominum non a pietate quam sobria ratione magis alienorum, qui, dum revelatas veritates alto cum fastu despuunt, sapientiae tamen monopolium sibi arrogant et discrimen inter philosophos et theologos ita definiunt, quasi ipsis solis abdita naturae adyta pernoscere secretioraque ejus sanetuarium adire fas sit; contra qui ducem Deum, Scripturam magistrum secuti naturaeque cognitioni naturae conditoris reverentiam jungunt, vulgus profanum et inhabile iisdem sint arcendi.“

**) Aus dem unmäßig langen Titel nur ein Teil: Stultitia et irrationalitas atheismi . . . octo orationibus sacris habitis a Rich. Bentley, in Latinum vertit D. E. Jablonski, V. D. M. Ser. Elect. Brand. a sacris anulis. Berolini Sumptibus Joh. Mich. Rüdiger 1696.

***) Die Widmung schließt mit den bezeichnenden Worten: Deus vero te, principis ocellum, populi amorem, ecclesiae statorem, literarum maeccenatem, afflictorum patronum, nobilissimum familiae columnen, diu divitissimeque felicem incolumem annis et honoribus auctum superare jubeat.

ins Lateinische zu übersetzen.*) Auch nach all diesen gründlichen Vorarbeiten und nachdem eine Reihe von Erschwernissen aus dem Wege geräumt waren, konnte doch noch nicht unbehindert an die Drucklegung des in so langen Jahren ausgereiften Werkes Hand angelegt werden. Wohl war bereits 1522 in Heddernheim bei Frankfurt am Main die älteste hebräische Buchdruckerei in Deutschland gegründet worden, viel später dann noch verschiedene in den beiden Frankfurt, in Köln, in Hamburg und an ein paar andren Orten; Berlin aber besaß keine und doch erforderte die Durchsicht der Druckbogen eine Sorgfalt, die nur am Orte und ständig unter den Augen des Gelehrten selbst geübt werden konnte. So entschloß sich Jablonski zur Anlegung einer hebräischen Druckerei; der Hofprediger ward nebenbei auch Druckherr. Wenn ich das Wort auf dem Titelblatt meiner Ausgabe von 1699 „edita opera et impensis Knebelii“ richtig deute, so hat der Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium Heinrich Knebel die nicht unbedeutenden Geldmittel vorgeschossen. Die Schriftzeichen wurden aus Amsterdam bezogen; das Gymnasium bot anfänglich den nötigen Raum für die Setzer und Pressen. Sobald Jablonski sein eignes Haus in der Klosterstraße bezogen, wurde ein auf dem Hof befindlicher unbenuhter Stall zur Werkstätte hergerichtet; sein jüdischer Lehrer und Mitarbeiter verschaffte ein paar gelehrige Judenjungen für die Setzerarbeit und nun erst konnte der Druck beginnen. Aber auch jetzt noch, welche Mühe bereitete die ungewohnte Drucklegung. Und der Löwenanteil daran lag auf dem Druckherrn, der in jahrelanger Arbeit die schwierige Handschrift hergestellt und vor der Gelehrtenwelt die Verantwortung für fehlerfreien Druck trug. Jeder einzelne Druckbogen wurde einer genauen vierfachen Durchsicht unterzogen. Die erste übernahm der gelehrte Hebräer Levi David. Nachdem dessen angemerktten Druckfehler verbessert waren, las Knebel, der im Gymnasium das Hebräische lehrte, die zweite Durchsicht unter ständiger Rücksichtnahme auf die in der damals berühmtesten hebräischen Druckerei des Athias in Amsterdam, welche die für jene Zeit hohe Zahl von zwölf Pressen beschäftigte, hergestellte Ausgabe des Alten Testaments. Die dritte dann Jablonski und darauf kamen die drei Gelehrten zu gemeinsamer Beratung der vierten Durchsicht zusammen, in der der einzelne für seine Verbesserung Rechenschaft abzugeben und sie der Begutachtung der andren zu übergeben hatte. Bei solcher Sorgfalt nimmt es nicht Wunder, daß diese Ausgabe an der damals besten, 1697 erschienenen von Leusden zweitausend Druckfehler verbessert zu haben sich rühmen konnte.

*) Was aus diesen Bruchstücken geworden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Im Druck erschienen sind sie nicht, vielleicht nicht, weil Breithaupt in Halle von 1718 an seine Übersetzung veröffentlichte.

Seiner Bibelausgabe legte Jablonski die kürzlich in Amsterdam erschienene des berühmten Leusden zu Grunde; aber auch nur insoweit, daß er von ihr ausging. Der Kurfürst besaß in seiner Büchersammlung zwei bis dahin noch nicht verwertete hebräische Handschriften, auf eine dritte in Dessau hatte ihn wohl sein Bruder Theodor aufmerksam gemacht und auch, daß sie ihm zur Benutzung zugestellt wurde, vermittelt; als vierte Handschrift diente ihm die oben erwähnte Seidelsche. Auch das genügte ihm noch nicht. Auf seinem Arbeitstisch lagen die gepriesenen Ausgaben von Daniel Bomberg in Venedig (1518), ferner die des Arias Montanus, welche er in seiner Londoner Polyglotte wiedergegeben fand, die Baseler unsres gelehrten Landsmannes Buxtorf und die von Gutter, die in Wiederherstellung der Accentuation Bedeutendes geleistet. Als weiteres wesentliches Hilfsmittel stand ihm zur Seite seine Kenntnis der rabbinischen Literatur, des Talmuds, der Targumim. Die auch heute noch lesenswerte, fesselnde Einleitung legt berebtes Zeugnis ab wie von der Gelehrsamkeit des Herausgebers, so auch von seiner eingehenden Kenntnis dieser schwer zugänglichen Quellen. Jablonski hat das Werk seinem Kurfürsten gewidmet in wenigen, aber schönen, männlichen Worten, die beide ehren, den obersten Landesbischof und auch seinen Hofprediger. Das Titelbild meiner Ausgabe mit der Inschrift: „Biblia hebraica ex recensione Dan. E. Jablonski, theologi Brandenb. 1699“ zeigt den brandenburgischen Adler mit einem Flatterband im Schnabel, das die Worte des Hosenbandordens trägt: *hony soit qui mal y pense*. Wäre das Buch zwei Jahre später erschienen, dann würde wohl das Band die schönere Inschrift des bei der Krönung (1701) gestifteten schwarzen Adlerordens aufweisen: *suum cuique*.

Die Ausgabe machte bei ihrem Erscheinen in der Gelehrtenwelt be- greifliches großes Aufsehen. Opitz, der seit Jahren mit der Herausgabe einer hebräischen Bibel beschäftigt war, bekennt, daß er im ersten Augen- blick von seiner Veröffentlichung wegen der ungemein sorgfältigen Aus- gabe des Jablonski absehen wollte. Der Gelehrte Reimann und ähnlich auch Doetscher rühmten die Ausgabe wegen der geringen Zahl der Druckfehler und auch wegen der in der Einleitung bekundeten viel- seitigen Gelehrsamkeit (*polyhistoria*). Schon nach kurzer Zeit war die Auflage vergriffen. Auch eine Sonderausgabe mit größeren Buchstaben für Greise plante Jablonski, wie er 1702 an Gabriel Grobdeck schreibt, die zugleich mit bildlichen Darstellungen aus der Landes- und Altertumskunde des Volkes ausgestattet sein sollte. Ob der Plan zur Ausführung gelangte, ist mir unbekannt geblieben; ein Exemplar der Ausgabe ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen erschien 1711, aus seiner Buchdruckerei hervorgegangen, mit einer Vorrede von Jablonski versehen, die einzelnen Bogen auch von ihm sorgfältig durchgesehen, eine

nicht punktierte hebräische Bibel kleinsten Druckes, die der Greifswalder Professor Stark, der während der Drucklegung gestorben, „in Philibraeorum gratiam“ besorgt hatte.

Wie hoch der Wert der Jablonskischen Bibelausgabe heute noch nach mehr wie zweihundert Jahren zu schätzen sei, bleibe den Fachgelehrten überlassen. Es wäre kein günstiges Zeichen für diesen wichtigen Zweig der Bibelfunde, wenn die ebenso fleißige wie gelehrte Arbeit des Dompredigers nicht schon lange überholt wäre. Ein andres ist, was an ihr bleibend des Lobes würdig und nachahmenswert erscheint. Soweit meine Kenntnis der wissenschaftlichen Leistungen der Berliner Domprediger während der abgelaufenen Zeit reicht, sind nicht viele theologische Werke aus ihrer Feder erschienen, die diese Leistung Jablonskis an wissenschaftlichem Werte ihrer Zeit übertreffen. Der Theologie wie der Kirche gereicht es zum Gewinn und Segen, wenn hochgestellte Männer der Kirche an dem Fortbau der Theologie treu mitarbeiten, wenn hervorragende Männer theologischer Wissenschaft mitten in der Kirche stehen und an ihrem Ausbau in warmer, inniger Fühlung teilnehmen. Tritt zwischen Katheder und Kanzel eine wachsende Entfremdung und Spannung ein, daß jeder Teil seine Sonderwege ohne Rücksicht auf den andren geht, dann werden beide den Schaden davontreiben, der sich verhängnisvoll für Kirche und Theologie bis zum feindseligen Gegensatz der auf einander im Geben und Nehmen angewiesenen „guten Kameraden“ steigern kann. In Deutschland liegt die Gefahr näher als unter günstigeren Verhältnissen bei vielen unsrer evangelischen Glaubensgenossen des Auslandes. Die vielfachen, zum Teil bis in das Reformationszeitalter zurückgehenden Ursachen dieses drohenden Mißstandes hier anzudeuten, würde zu weit führen; wir geben nur der Freude Ausdruck, daß unser jugendlicher Domprediger durch die bedeutende gelehrte Leistung seinen Teil geleistet, dem Schaden eines Auseinandergehens vorzubeugen. Er war in England in guter Schule gewesen und hatte den Wert leuchtender Vorbilder an seinen Freunden kennen gelernt, jenen hochgestellten Kirchenmännern und Bischöfen, die aus der Lehrerschär der Hochschulen hervorgegangen, zum Teil noch zu ihm zählten, jenen gelehrten Forschern, die eifrig bemüht waren, ihre tief- und weitgehenden Studien der Kirche darzubringen, als deren treue, gläubige Glieder sie sich je und je ansahen und ihr zu dienen für die schöne Aufgabe ihrer Lebensarbeit hielten. Gerade bei diesen Vorbildern und ihrer Arbeit Tag und Nacht für Kirche und Theologie hatte Jablonski die Wahrheit des Volkspruches erfahren: wo ein Wille, da ist auch ein Weg, und daß Kirche und Theologie verpflichtet sind, ihren Dienern den Raum zu bieten, den gemeinsamen Weg fruchtbringend einzuschlagen.

Mit der bedeutenden Leistung der hebräischen Bibelausgabe schloß der nach so ganz anderer Seite hin immer stärker beanspruchte Domprediger seine theologischen Arbeiten nicht ab. Zunächst fesselte ihn jahrelang die hebräische Druckerei, die bald in seinen Alleinbesitz überging — er hat keinen materiellen Gewinn daraus geschlagen — bis er sie wieder veräußerte. Die Juden waren auf den vorzüglichen Druck ihres heiligen Buches aufmerksam geworden. Nun kamen sie von weit her, aus Vissa, aus Breslau, aus Königsberg und andren Orten, den in ihren Büchern gelehrten Druckherrs um Übernahme des Druckes von Psalmbüchern, von Talmuds oder Targunim zu bitten. Der christliche Druckherr schlug nicht immer die Bitte ab. Die meist von ihm selbst besorgte Durchsicht der Druckbogen förderte ihn in der Kenntnis der hebräischen und rabbinischen Literatur. Größer und begehrt war dem evangelischen Prediger der Gewinn, daß er durch diese Nebenarbeit mit vielen frommen Juden in Berührung kam, von denen nachweisbar gar mancher bei seinem Suchen nach dem verheißnen Messias sich von dem freundlichen, mildgesinnten und in seinen heiligen Büchern gut bewanderten Geistlichen weiterführen ließ bis zu der gläubigen Erkenntnis, daß Jesus der heißersehnte Christ sei. Die 1573 nach der Hinrichtung des Hofsjuden Lippolt durch den Kurfürsten Johann Georg aus ihrem Ghetto in Berlin, dem großen Judenhof damals dicht an der ältesten Stadtmauer, und auch aus dem Brandenburgischen Gebiete vertriebenen Juden wurden bekanntlich hundert Jahre später, wenn auch in beschränkter Zahl, wieder in Berlin eingelassen. Wien hatte sich 1670 seiner mißliebig gewordenen Juden entledigt; der Große Kurfürst bewilligte 40—50 Familien dieser vertriebenen Juden Aufnahme in seinem Lande; ein Erlaß vom 21. Mai 1670 bezeichnet sie als Schutz-Juden. Die meisten unter ihnen ließen sich in der aufblühenden Hauptstadt nieder; da konnte man einträgliche Geschäfte machen. Sie verstanden es auch, weit über die zugestandne Zahl sich in Berlin festzusetzen; als Jablonski nach der Stadt kam, schätzte man sie auf 1000 Personen und sah sich die Regierung genötigt, Schutzmaßregeln gegen ein weiteres Anwachsen zu ergreifen. Noch leben in ihren Nachkommen zwei dieser damaligen Schutzjuden-Familien in der Hauptstadt, die Familie des Benedikt Veit und Abraham Ries. Auch das verstanden diese Fremdlinge rasch, was ihnen allzeit und unter allen Völkern vortrefflich gelingt: schon nach wenigen Jahren hatten sich die meisten zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet. Als Jablonski erst vier Jahre in Berlin war, bewilligte ihnen der Kurfürst das Recht einer Schule, zuerst 1697 dem Schutzjuden Ries in seinem Hause, dann drei Jahre später dem Schutzjuden Lipmann, daß er auf seinem Hofe gegenüber dem Ries'schen Häuschen in der Büttelstraße (die heutige Heidereutergasse) ein kleines Haus zur Synagoge einrichten dürfe. Die Judenschaft hatte das

Haus des Kammergerichtspräsidenten Sturm erworben und da bauten sie nun mit großer Opferwilligkeit einen ganz aus Stein ausgeführten Tempel, der als schönstes Bethaus im Reiche galt und der Amsterdamer Synagoge gleichgestellt wurde. Ich weiß nicht, ob die heutige Synagoge in der Heidereutergasse noch die alte, wenn auch umgebaut ist, jedenfalls steht sie auf dem alten Platz. Dort in der Spandauerstraße und in den anstoßenden Gassen lebten damals zurückgezogen in ihren Häusern und Familien die Juden, ein fremdes Volk unter den deutschen Bürgern in der Stadt. Nur im Geschäftemachen kamen sie mit ihrer christlichen Umgebung, die sie nicht mochte, in Berührung. Fanden sie einen Mann, der in den heiligen Büchern und ihrer Muttersprache gut beschlagen war und im Verkehr ihnen wohlwollend entgegenkam, da traten sie aus ihrer Absonderung hervor, und der eine und andre wurde offenherzig auch von seinem Sehnen nach dem verheißenen Messias, dessen heiligen Schatten sie auf allen Blättern ihrer Bücher fanden, zu reden. Mehr wie einer von diesen „rechten Israeliten“ wäre namhaft zu machen, den Jablonski taufte, wie jenen „stillen, modesten und ehrlichen“ Hanauer Juden, dem er vier Monate Unterricht erteilt und dessen Taufzeugen der Kurfürst, Geheimrat v. Fuchs, Generalkommissar v. Dankelmann und Raulé waren. In einem Sammelband*) alter vergilbter Traktate stieß ich auf einen Brief Jablonskis aus dem Jahre 1715, in welchem er von der Bekehrung dreier Judenmädchen in Berlin berichtet (Sprinz, Gütel und Esther, des Schutzjuden Jsaak Beit Töchter). Die Eltern hatten bei einer Unteroffiziersfrau gewohnt und waren die Kinder durch sie mit dem Christentum bekannt geworden. Der Vater beklagte sich deswegen bei dem Könige. Dieser ernannte mehrere evangelische Geistliche und zwei Glieder seines Geheimen Rats zur Prüfung der Angelegenheit in der Wohnung Jablonskis. Es wurde beschlossen, die bei ihrem Wunsche beharrenden Mädchen ihren Eltern wegzunehmen, auf königliche Kosten zu erziehen und dann im mündigen Alter taufen zu lassen.

Die fortlaufenden hebräischen und rabbinischen Studien und Arbeiten gaben Jablonski den Anstoß, mittelbar an der Herausgabe einschlägiger Werke sich zu beteiligen, sei es, daß er bei dem König eine Drucklegung befürwortete, sei es, daß er selbst eine solche in die Hand nahm. Für jede Seite ein Beleg. Nach neunzehnjährigen, unermüdblichen Vorarbeiten war es dem in der Kenntnis der hebräischen Literatur gelehrten Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg, Eisenmenger aus der Pfalz, möglich geworden, sein zweibändiges Werk „Entdecktes Juden-

*) Den Sammelband (the college library of Christian Knowledge II No. 11) fand ich im British Museum.

tum“ 1700 im Druck ausgehen lassen. Arge Schmähungen von Juden wider Christum und die christliche Wahrheit hatten ihn veranlaßt, mit einem staunenswerten Sammlerfleiß alles zusammenzutragen, was in alten und neuen Zeiten die Juden Feindseliges über die christliche Religion geäußert. In seinem fast blinden Eifer hat er Wahres und Falsches ungeachtet nebeneinander gestellt und dadurch doch nur ein einseitiges Machwerk geliefert, bei dem es ihm nicht darauf ankam, eine Ausöhnung der Juden mit den Christen anzubahnen, als vielmehr nach jüdischem Wiedervergeltungsrecht „Auge um Auge“ die Christen wider die Juden aufzureizen und die Juden tief zu verletzen. Das mit einer Überfülle von Erzählungen, zumal aus dem Talmud, schwer belastete Werk bietet bis zur Stunde den Antisemiten für ihre gerechten und ungerechten Angriffe die reichhaltigste und ergiebigste Waffenkammer. Noch ehe es in die Öffentlichkeit gelangte, galt nach einzelnen bekannt gewordenen Bruchstücken das stachlichte Buch den Juden für so gefährlich, daß sie alle Hebel zu seiner Vernichtung in Bewegung setzten. Zunächst boten sie dem Verfasser für die Gesamtauflage von 2000 Exemplaren 12000 Gulden, um das Werk einzustampfen. Als sich der Handel zerbrach, gelang es ihnen, zumal den Juden in der Krönungsstadt zu Frankfurt, vielleicht mit geriebener Verwendung des angebotnen Kaufpreises, in Wien einen kaiserlichen Befehl auszuwirken, der das Buch mit Beschlag belegte. Fast vierzig Jahre lang lag das zweibändige Werk hinter Schloß und Riegel.*) Nur ein paar Exemplare entgingen der Festnahme; man spricht von zweien. Das eine davon war nach Berlin und hier zur Kenntnisaufnahme Jablonskis gelangt. Ein bekehrter Jude, Paul Christian, der am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt war, gab eine längere Flugschrift heraus, „Aufrichtige Gedanken und Urteile über Eisenmenger,“ wie er angibt „auf hoher Patrone Begehr.“ Ob unter den Patronen der König oder auch Jablonski zu verstehen, ist nicht ersichtlich; das nur ist gewiß, daß der Hofprediger, ärgerlich über die den Juden gelungene Beschlagsnahme eines wissenschaftlichen Werkes, das widerlegt, aber nicht unterdrückt zu werden verdient, den König zu dem immerhin kleinen Wagnis vermochte, in seinen Landen, und zwar in Berlin selbst, den Nachdruck eines Buches zu gestatten, das der Kaiser mit strenger Haft belegt. 1711 kam es heraus, zehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage.

*) Ich besitze ein Exemplar dieser so lange zu dunkler Haft verurteilten Auflage. Sein Titelblatt, etwas länger als die Größe des Buches, ist nach der Freigabe 1740 vorgedruckt; an seiner Spitze trägt es den Vermerk: Das bei 40 Jahre von der Judenschaft mit Arrest bestrickt gewesene, nunmehr aber durch Autorität eines hohen Reichsvikariats relaxierte J. A. Eisenmengers Entdecktes Judentum u. s. w. u. s. w.

Drucklegungen einzelner Teile des Talmud im Auftrage von verschiedenen Rabbinern führten Jablonski tiefer in das Lesen des Buches. Ihm war wohl der Beschluß einer jüdischen Ältestenversammlung in Polen vom Jahre 1631 nicht fremd geblieben, die unter Androhung des großen Bannes verbot, in irgend einer neuen Ausgabe der Mischna oder der Gemara etwas auf Jesum bezüglisches zu veröffentlichen.*) Solche eigenmächtige Zensur veranlaßte Jablonski zu der großen Arbeit der Herausgabe des sog. Babylonischen Talmud. Die 1520 in Venedig von Bombenberg gedruckte vollständige Ausgabe wird als mit vielen Fehlern behaftet bezeichnet; die Basler von 1581 als durch die Zensur in törichtester Weise verstümmelt. In besondrem Ansehen steht eine Amsterdamer Ausgabe von 1644, die siebenzig Jahre später in zweiter Auflage erschien. Letztere legte Jablonski seiner Ausgabe zu Grunde, die von 1715–1722 teils in Berlin, teils in Frankfurt a. d. Oder gedruckt wurde. Es war nun doch ein allzu kühnes, kostspieliges Unternehmen; Jablonski geriet durch dasselbe in schwere Sorge und Geldverlegenheiten, die seinen Lebensabend etwas verdüsterten. Die Herstellung der bändereichen Ausgabe kostete 30 000 Taler; daß sie sich in kurzer Zeit bezahlt machen würde, war nicht zu hoffen. So lastete die Auslage auf dem Hosprediger. Zwei ihm befreundete Berliner Kaufleute schossen das Geld für den Papierankauf vor; freilich gegen eine Verzinsung von 6 a. H., aber sie waren bereit einen Teil des Vorschusses sich in fertig gestellten Exemplaren des Talmuds zurückzahlen zu lassen. Den Druck in Frankfurt leitete und überwachte Professor Grillo und auch er mußte aus der eignen Tasche für die Drucklegung Zahlung leisten. So weit nur irgend er konnte, steckte Jablonski seine geringen Sparspennige in das Unternehmen; sie waren bald aufgebraucht. Da bot sich unerwartet eine neue Quelle. Wir werden sehen, daß in den Jahren 1718–20 sehr reichliche Sammlungen für die Glaubensgenossen in Polen, Litauen und Ungarn, in England und Schottland gemacht wurden. Jablonski hatte all seinen Einfluß zur Anbahnung der Bege aufgeboten; der preußische Geschäftsträger Preußens in London, Bonnet, mit Jablonski eng befreundet, hatte mit regem Eifer die Sammlung betrieben. Sie soll über 200 000 Mark bezieht haben. Man wollte nicht die ganze Summe den Bedrängten aushändigen, vielmehr einen Teil davon in die englische Bank legen und nur die Zinsen jährlich zahlen. Jablonski war dawider! Er konnte auf einen Fall hinweisen, wo eine kommende Regierung sich nicht verpflichtet fühlte, die von der vorhergehenden übernommene Leistung weiter zu zahlen. So übernahm mit Gutheißung der Unität Jablonski die Veranlagung von

*) Estrach hat in f. Einleitung in den Talmud (1900 S. 74) auf dieses jüdische Zensurverbot hingewiesen.

etwa 50 000 Mark. Zunächst ließ er sie dem Minister von Marschall. Als derselbe sie schon nach einem halben Jahr zurückzahlte, legte er die ganze Summe selbstverständlich gegen Zinszahlung in der Talmudausgabe an; er hatte freie Verfügung bekommen. Jahrelang leistete er regelmäßig die Zinsen zum Teil aus den spärlichen Einkünften des Werkes, zum Teil aus den eignen Tagesgeldern. 1739 war die Summe noch nicht zurückbezahlt; dem Greis wurde bange über dem verfehlten Unternehmen. Mit seinem Hause, mit seiner Büchersammlung, mit all seiner sonstigen Habe verpflichtete er sich im Fall des Todes für das Darlehen zu haften. Von Lissa wurden alsbald nach seinem Abscheiden ein paar Vertrauensmänner nach Berlin abgeordnet. Es gelang ihnen — wahrscheinlich durch den Verkauf von Haus und Bücherei — die Sache im Sinne des Verstorbenen und ohne jeden Verlust für die Unität in die Reihe zu machen.

Auch mit diesen viele Zeit beanspruchenden Arbeiten war die wissenschaftlich-literarische Tätigkeit des durch kirchliche und kirchenpolitische Aufgaben schier überbürdeten Hospredigers nicht beendet. Noch eine ganze Reihe fertiggestellter, oder in jahrelanger Vorarbeit geplanter Werke werden wir im Fortgange unserer Erzählung zu erwähnen haben. Hier reihe sich zunächst der Bericht über die bedeutende, unverdrossene Tätigkeit an, die unser gelehrter Theologe und Domprediger bei Gründung der Akademie der Wissenschaft und in den ersten vierzig Jahren ihres Bestandes entfaltet hat.

15. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Es war in den Frühlingstagen 1697. Der Kurfürst hielt sich längere Zeit in dem Schlosse seiner Väter zu Königsberg auf, in dem er vierzig Jahre zuvor das Licht der Welt erblickte. Der frühe gehegte Wunsch, den Kurhut mit der Königskrone zu vertauschen, hatte fester umrissene Gestalt angenommen. Das aufstrebende Selbstgefühl, das der Große Kurfürst seinem Hause wie ein unveräußerliches Erbe vermacht, pulsierte stark in dem Sohne; die an so vielen Höfen damals sich geltend machenden Bestrebungen nach gesteigertem glanzvollem Auftreten im Ringe der Herrscher drängten den prunkliebenden Fürsten, dem ererbten Selbstgefühl auch durch Annahme des Königstitels Ausdruck zu verleihen. Das Herzogtum Preußen konnte leichter den Titel bieten als Brandenburg, weil das frühere Lehnsgelände von Polen außerhalb der deutschen Reichsländer lag; die ursprünglich angenommene Benennung „König in Preußen“ erschien unverfänglicher als die nach mehr wie einem halben Jahrhundert